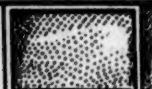
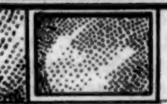
Die Mennonitische Rundschau



Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.



35 Jahrgang. Scottdale, Pa., 21. August 1912. No. 34.

Der Mensch denkt Aber Gott lenkt

Nun danket alle Gott!

Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge tut
An uns und allen Enden.
Der uns von Mutterleib
Und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu gut
Und noch bis jetzt getan.

Der ewigreiche Gott
Woll' uns bei unserm Leben
Ein immer fröhlich Herz
Und edlen Frieden geben;
Und uns in seiner Gnad'
Erhalten fort und fort
Und uns aus aller Not
Erlösen hier und dort.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Mein Ruhm.

Hoher Priester ohne Tadel!
Lebensfürst von großem Adel!
Licht und Herrlichkeit entfalten,
Segnen heißt dein hohes Walten.
Segnend trittst du mir entgegen;
Und so wünsch ich deinen Segen,
Einen Ruhm an meinem Grabe:
Daß ich dich geliebet habe!

Was ist Reichtum, Lust und Ehre,
Was ein Ueberfluß wie Meere,
Wenn du, Herr, mich nicht erkennest,
Nicht im Heiligtume nennest?
Sel'ger Pilger, dem die Kunde
Tief ertönt im Herzensgrunde:
Christus, meine Lebenssonne,
Denket mein im Haus der Wonne!

Lieben will ich, fleh'n und loben,
Bis der Vorhang weggeschoben;
Dann zu dir, du Ewigreiner! —
Jesus Christus, denke meiner!
Eines schenke mir hienieden:
Deinen Geist und deinen Frieden,
Und den Ruhm an meinem Grabe:
Daß ich dich geliebet habe!

A. Knapp.

Durch tiefe Wasser zu lichten Höhen.

Vor einigen Jahren litt ich an furchtbarer Niedergeschlagenheit. Mir war manches Traurige begegnet, auch war ich unwohl und mir sank der Mut. Aus der Tiefe mußte ich zu dem Herrn rufen. Gerade als ich nach Mentone ging, litt ich körperlich sehr viel, aber geistlich noch mehr, denn meine Seele war ganz in Traurigkeit versunken. Unter diesem Drucke hielt ich eine Predigt über die Worte: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Ich war so geeignet, über diesen Text zu predigen, wie ich kaum je gewesen; in der Tat, ich hoffe, daß wenige meiner Brüder so tief auf diese herzbrechenden Worte hätten eingehen können. Ich fühlte, so sehr ich nur vermochte, das Grauen einer von Gott verlassenen Seele. Nun, das war keine wünschenswerte Empfehlung. Ich zittere bei der bloßen Vorstellung, wieder durch eine solche Verfinsterung der Seele zu gehen; ich bete, daß ich nie wieder in der Art leiden möge, es sei denn, daß dasselbe Resultat davon abhinge.

An jenem Abend kam nach der Predigt ein Mann zu mir, der dem Wahnsinne so nahe, wie man es außerhalb des Irrenhauses nur sein kann. Seine Augen schienen aus seinem Kopfe herauszutreten und er sagte, er wäre in völlige Verzweiflung geraten, wenn er nicht diese Predigt gehört, bei welcher er gefühlt, daß es einen Menschen gebe, der seine Gefühle verstände und seine Erfahrung beschreiben könne. Ich sprach mit ihm, versuchte ihn zu ermutigen und bat ihn am Montagabend wieder zu kommen, wo ich etwas mehr Zeit haben würde, mit ihm zu reden. Ich sah den Bruder wieder, sagte ihm, ich hielte ihn für einen hoffnungsvollen Patienten und freute mich, daß das Wort so passend für seinen Zustand gewesen. Den Anschein nach nahm er den Trost nicht an, den ich ihm bot, und dennoch hatte er das Gefühl, daß die Wahrheit, welche er gehört, in seinem Gemüte arbeite, und daß der Sturm seiner Seele sich bald legen und einer tiefen Stille Platz machen würde.

Nun hört, was folgt! Gestern abend, als ich gerade über die Worte gepredigt hatte: „Der Allmächtige, der meine Seele betrübet," kam nach dem Gottesdienste dieser Bruder herein, der vor fünf Jahren bei mir gewesen war. Sein Aussehen war von seinem früheren so verschieden, wie der Mittag von der Mitternacht oder wie das Leben von dem Tode. „Ich sagte zu ihm: „Es freut mich, Sie zu sehen, denn ich habe so oft an Sie gedacht und hätte gern gewußt, ob Sie zum vollen Frieden gekommen sind." „Ja," sagte er, „Sie sagten damals, ich wäre ein Patient, der Hoffnung gäbe, und Sie werden sich sicherlich freuen, wenn ich Ihnen sage daß ich von jenem Tage an im Sonnenschein gewandelt habe. Bei mir hat sich alles verändert und verwandelt."

Liebe Freunde, sobald ich meinen armen, verzweifelten Patienten zum erstenmal sah, dankte ich Gott, daß meine furchtbare Erfahrung mich fähig gemacht hat, mit ihm zu fühlen und ihn zu leiten; aber gestern abend, als ich ihn völlig hergestellt sah, floß mein Herz über von Dankbarkeit gegen Gott für meine früheren traurigen Empfindungen. Ich wollte hundertmal in die Tiefe hinabsteigen, um ein niedergeschlagenes Gemüt zu trösten. Es war gut für mich, daß ich gelitten hatte, damit ich seiner Zeit ein Wort mit einem Müden zu reden wußte.

Spurgeon.

Ein Vater in Israel.

Als ich zum erstenmal mit dem Würdighaupt der Gemeinde bekannt wurde, Gottfried Steinmayer hieß er, stand er schon im Sonnenuntergang seines Lebens. In den lieblichsten Farben leuchtete über ihm der Abendhimmel. Er war alt geworden und mit jedem Jahre milder. Eine ewige Jugend leuchtete aus seinen Augen. Die Jahre kamen und gingen; sie schienen aber keine Macht über ihn zu haben, als hätte er von jenem geheimnisvollen Wunderborn getrunken, aus dem die Gotteskinder ihre unverwüstliche Jugend schöpfen. Als ich ihn kennen lernte, war ich ein junger Theologe, kaum recht flügge geworden. Ein leichter Flaum, keine eigentlichen Federn, war alles, was ich mein eigen nennen konnte. Was ich in diesen Tagen inneren Werdens und Wachsens diesem guten Manne verdanke, weiß nur Gott allein. Bald schlang sich ein Band zwischen uns, wie es einen Vater und seinen Sohn nicht enger umschließen konnte. Timotheus konnte nicht ehrfurchtsvoller zu Paulus emporschauen, wie ich es tat gegenüber meinem geistlichen Vater, dem ehrwürdigen Aeltesten der Gemeinde. Ich nahm meine Zuflucht zu ihm mit den Sorgen, die mir manchmal felsenschwer auf dem Herzen lagen; und immer verließ ich ihn erleichtert und ermutigt. Unter seinen weichen, geschickten Fingern entwirrte sich der verwickeltste Knäuel. Seine Hand legte sich manchmal segnend auf mein Haupt, und heute noch, nach diesen vielen Jahren ist es mir, als könnte ich den Hauch des Friedens und der Ruhe seiner frommen Seele spüren.

Das Charakteristische in den Zügen dieses Mannes waren seine nußbraunen Augen, die an die milden Augensterne eines Rehes erinnerten. Was für unergründliche Tiefen lagen darin! Wenn sie in Liebe aufleuchteten, so fühlte das eisigste Herz etwas wie einen Frühlingshauch. Bei gewissen Gelegenheiten konnten diese Augen aber auch mit einem heiligen Zorn aufblitzen, dessen Schrecken durch Mark und Bein ging. Nie werde ich eine Szene vergessen, dessen unfreiwilliger Zeuge ich war.

Ein Nachbar, John Wolf, hatte bei Steinmeyer angehalten, um dem Alten die Post zu bringen.

„Nun, John," sagte Steinmayer, „was willst du mit der Hypothek machen die auf der Farm der Witwe Schmidt ruht? Ist es wahr daß du ihr am Verfalltage die Heimat über den Kopf versteigern lassen willst?"

„Ich weiß noch nicht, Gottfried, was ich tun werde; das Gesetz muß natürlich seinen Lauf haben," antwortete mit gesenktem Haupt der Nachbar."

„Das Gesetz? — welches Gesetz? Das Gesetz Gottes, und das ist das Gesetz der Liebe?"

„Ich denke das Gesetz des Landes," antwortete stammelnd der Mann auf seinem Wagen. „Geschäft ist Geschäft, das weißt du so gut wie ich, und jedem Manne sein Recht. Niemand tut es mehr leid um Witwe Schmidt, wie mir; doch ein Mann muß für das Seine sorgen!"

„Für das Seine sorgen!" rief Steinmayer aus. „Wer aber sorgt für die Witwen und Waisen? Du hast alles, was du brauchst, Wolf; du hast keine Kinder zu versorgen, und der Allmächtige wird dir keine Barmherzigkeit widerfahren lassen, wenn du die Witwe so unbarmherzig behandelst. Armes Weib, sie ist schwer genug heimgesucht worden! Zwei schlechte Ernten, Krankheit in der Familie, der Mann im Grab, Doktorrechnungen ohne Ende, genug, um irgend ein armes Menschenkind zu erdrükken."

„Ich weiß es, "sagte der Mann, dem anfing, das Gewissen zu schlagen, „wüßte ich in aller Welt einen Ausgang wie ich wieder zu meinem Gelde käme, wäre ich nur froh; doch Geschäft ist Geschäft."

„Ja, und Religion ist Religion; und wieviel wert ist die Religion eines Mannes, wenn sie sich nicht auch auf sein Geschäft ausdehnt? John, du bist ein Gemeindeglied; du bekennst, Erfahrung gemacht zu haben; du bekennst, ein Christ im Ernst zu sein; folgst du in dieser Sache der goldenen Regel?"

„Ich fürchte, die goldene Regel läßt sich nicht im Geschäftsleben durchsetzen. Damit könnte irgend ein Schlaumeier uns die Haut über die Ohren ziehen," entschuldigte sich Wolf.

„Wenn die goldene Regel nicht durchführbar ist, dann ist es hohe Zeit, daß wir die Religion an den Nagel hängen," antwortete Steinmayer. „Aber laß mich dir sagen, auf Grund dieser Regel werden wir an jenem Tage gerichtet. Was willst du einmal antworten, wenn der Richter zu dir sagen wird: Was du dereinst der Witwe Schmidt nicht getan hast, das hast du mir auch nicht getan."

Als ich in die blitzenden Augen des Mannes schaute, ging mir auf einmal die Bedeutung jener Worte vom „Zorn des Lammes" auf. Es gibt keinen Zorn der so brennt wie der Zorn der Liebe. Auf einmal veränderte sich aber die Stimmung, und indem er seine abgemagerte Rechte ausstreckte und in die schwielige Hand seines Nachbars legte, sagte der Alte: „John, wir zwei sind stets gute Freunde gewesen, jahrelang sind wir immer zusammen nach dem Hause Gottes gefahren,, wir knieten nebeneinander als Brüder. Bald muß ich fort, meine Zeit währt nicht mehr lang. Höre auf meine Bitte, ich rede als dein Bruder im Herrn. Sei ein Christ, und mache dein Geschäft ab im Namen Christi und handle in dieser Sache, wie du es einst rechtfertigen kannst, wenn wir zwei uns dort droben wieder treffen."

Es ist hier nicht nötig, zu sagen, daß die Hypothek der Witwe nicht gekündigt und ihre Heimat nicht versteigert wurde. Die Plakate, auf welchen die Auktion vom Vieh und von der Maschinerie und vom Land angekündigt werden sollten, befanden sich schon auf der Presse des Druckers, wurden aber noch an demselben Tage unterdrückt. Die Witwe wohnt heute noch auf ihrem Platz und ihre Kinder ehren John Wolf wie ihren zweiten Vater.

Aber ach, der Alte hatte seine Schwächen, die bei all seinen guten Seiten verrieten, daß er noch immer ein Mensch war. Es war etwas in ihm, das erinnerte an einen mächtigen Granitblock; der Felsen aber war überwachsen von Epheu. Hätte die Gnade Gottes nicht gesiegt, so wäre Gottfried Steinmayer ein Mann von eiserner Härte geworden. Zu Zeiten innerer Erregung fühlte man auch die tief im Verborgnen schlummernden unterirdischen Feuer seiner Natur. Wären sie nicht aufs Gewissenhafteste überwacht und gezähmt worden, so wären sie wohl manchmal wie ein zerstörender Lavastrom hervorgebrochen.— Seine Ueberzeugungstreue verrannte sich hier und da in Eigensinn, der zur Hartnäckigkeit werden konnte. Wenn sich der gute Mann aber einmal zu einem übereilten Wort hinreißen ließ, so tat es ihm weher als dem, den er getroffen hatte. Nie hat ein Büßender sich unbarmherziger in die Zucht genommen, um seine Schuld abzubüßen, als er es tat, wenn er sich eine Uebereilungssünde hatte zu Schulden kommen lassen. Er war noch kein vollkommener Heiliger, trotzdem liebten und ehrten ihn alle, die ihn kannten.

Die letzte gute Tat dieses Mannes war ganz nach seiner Art, wie man es nur von ihm erwarten konnte. Jennie, eine Nachbarstochter hatte sich verirrt. Sie war einmal eine Schülerin in der Sonntagsschule gewesen. Er gedachte ihrer nicht nur in seinen Gebeten, sondern es gelang ihm, ihr hier und da ein Wort voll väterlicher Liebe zukommen zu lassen. In seiner Gegenwart durfte niemand ein hartes Wort gegen sie reden. Er wußte, daß wenn sie gesündigt hatte, so hatten sich andere noch schwerer gegen ihr vergangen. Für ihren Verführer, der sie mit glatter Zunge und gleißnerischer Freundschaft ruiniert und sie dann wie eine verwelkte Blume weggeworfen hatte, fand er nur Worte der höchsten Entrüstung. Wehe dem Elenden, wenn er in seine Gegenwart gekommen wäre. Vielleicht hätte es am Ende ihm gefrommt, zu hören, wie der Alte über ihn urteilte. Als Steinmeyer sein Ende nahen fühlte, konnte er kaum sterben, ehe das arme, verirrte Schäflein wieder sicher in der Herde war.

Und der Wunsch der frommen Alten ging in Erfüllung. Etwas in seiner Botschaft zog das Herz des Mädchens wieder heim. Sie entschloß, ihrem Leben der Sünde den Rücken zu kehren, der Stadt zu entfliehen und die Stätte ihrer Jugend wieder aufzusuchen. Es war nach Mitternacht, eine Nacht, wie man sie kaum stürmischer im Jahre erleben konnte, als sich ihr Schatten am erleuchteten Fenster des Krankenzimmers zeigte. Der Alte bat, die Tür zu öffnen, und herein stürzte die Verlorene, kniete sich ans Bett und schüttete ihr armes, bedrängtes Herz aus. „Ich habe auf dich gewartet," lauteten die ersten Worte aus seinem Munde. Mild und zart verband der Sterbende die blutenden Herzenswunden des verlorenen Mädchens. Und seine letzte gute Tat bestand darin, daß er Vater und Tochter wieder mit einander versöhnte.

Tot? Nein! der alte Steinmeyer ist nicht tot. Kein Mensch, der heute über die Erde wandert, lebt mehr als er. Er lebt in Gott; er lebt in manchem Leben weiter, das durch ihn das ewige Leben gefunden hat.

—Haus u. Herd.

Vieles verloren; alles gewonnen.

Es war im Jahre 1838, da ging eines Tages Missionar Samuel Gobat, der nicht lange zuvor als ein kranker Mann aus Abessinien zurückgekehrt war, mit einem Freund durch die Straßen von London. Sie waren auf dem Wege zu einem der besten Aerzte der Riesenstadt, der mit Gobat befreundet war, und sie eingeladen hatte, bei ihm den Tee zu trinken. Als sie das Haus erreicht hatten, führte man sie in ein behaglich ausgestattetes, großes Zimmer. Unter allem, was sie dort sahen, fiel ihnen ein kleiner Kindersessel auf, der — ohne in die übrige Einrichtung hineinzupassen — mitten im Zimmer stand. Jedenfalls schien er darauf hinzuweisen, daß der Arzt Familienvater sei. Darauf deuteten auch die lieblichen Bildnisse von Kindern, die ein größeres Frauenbild umgaben. Endlich trat der Doktor ein und begrüßte seine Gäste herzlich.

Nach den ersten Fragen und Verhandlungen wurden sie in das Speisezimmer gerufen, wo der Begleiter des Missionars, der die Geschichte erzählt hat, die Familie des Arztes zu finden erwartete; allein zu seiner Verwunderung sah er nur drei Gedecke. Deswegen fragte er den Hausvater, ob die Seinen vielleicht abwesend seien, denn die Bilder und der Kindersessel hätten ihm gezeigt, daß der Herr ihm eine zahlreiche liebliche Familie geschenkt habe.

„Abwesend erwiderte der Arzt mit einem eigentümlich schmerzlichen Ausdruck im Gesicht. „Nein, sie sind d a h e i m."

Der Begleiter Gobats wußte sich diese Antwort nicht recht zu deuten und schwieg. Nach einer Pause nahm der Arzt das Gespräch wieder auf und sagte:

„Sie werden nicht recht verstanden haben. Die Dame, deren Bild sie gesehen haben, ist mein liebes, teures Weib, und die sieben Kinder um sie her, sind meine geliebten Kinder. Der Herr aber, der sie mir geschenkt hat, hat sie mir alle wieder genommen! Sie sind daheim bei ihm, und ich bin allein zurückgeblieben in der Fremde."

Er hielt inne und suchte eine tiefe Bewegung niederzukämpfen.

Das letzte meiner Kinder," fuhr er dann fort, „mein Liebling, pflegte auf dem kleinen Stuhl, den Sie gesehen haben, bei mir zu sitzen, wenn ich arbeitete, und war mein Trost in meiner Trübsal. Aber auch dieses letzte mir zu nehmen, hat die Weisheit Gottes für gut befunden, auf daß er selbst mir alles würde."

„Ich habe," fuhr er nach einer Pause fort, „den Herrn zuvor nicht gekannt. Ich lebte mir selbst und der Welt, und meine Kinder und mein Weib waren mein Schatz; aber es ist mir gegangen wie einem Schiff, das man vom Stapel läßt. Das liegt stolz und sicher auf dem Damm, auf dem es gezimmert wird, bis seine Stunde kommt. Da wird links und rechts eine Stütze nach der anderen weggenommen,bis zuletzt nur ein schwaches Tau es auf seiner abschüssigen Fläche festhält; aber auch dieser letzte Halt wird mit der Axt abgehauen, und dann schießt das schwanke bebende Schiff hinab in die tiefe weite Meeresflut. Ja, so ist's mir gegangen: Aller irdischer Halt ist mir von der Hand des Herrn genommen, und auch das letzte Ankertau, das mich an die Sichtbarkeit fesselte, abgehauen worden, so daß ich erbebte und sank und hinabstürzte; aber — bei diesen Worten verklärte sich sein Angesicht — aber ich bin nicht in den Abgrund gestürzt, sondern mein Schifflein schwimmt nun auf dem Meer der erbarmenden Liebe Gottes."

Ja, um diesen Arzt her war alles anders geworden. Seit er an den Sterbebetten seiner Lieben den Fürsten des Lebens gefunden hatte, ging sein ganzes Bestreben dahin, diesem Lebensfürsten mit all seinen reichen Gaben und Kräften zu dienen.

Der wiedergefundene Knabe.

„Wo wohl der Johann so lange bleiben mag!" sagte eine Mutter, als sie zum dritten Male hinausging, und ängstlich nach dem dunklen Wald schaute, in dessen Mitte ihr neues Häuslein stand. „Sonderbar, sagte Mariechen, welches mit der jüngeren Schwester Anna der Mutter leise nachge-

schlichen war und ebenfalls ängstlich umherschaute. „Die Sonne war fast untergegangen; gewöhnlich bringt er die Kühe eine Stunde vor Sonnenuntergang. Sollte er sich vielleicht im Walde verirrt haben. Mutter?" — „Mutter! Mutter!" rief jetzt ein noch jüngeres Töchterchen, das atemlos dahergerannt kam, „Mutter, Johannes ist nicht gekommen! Die Kühe sind da, aber der Bruder nicht!" „Dann hat er sich verirrt!" rief die Mutter in großer Angst. „Er bleibt sonst nicht aus. Die Kühe haben ohne ihn den Weg gefunden. Ich muß mich unverzüglich ans Suchen begeben."

Vergeblich suchte Maria die Mutter zu überreden, doch wenigstens so lange zu warten, bis der Vater heimkäme. „Der Vater kommt erst spät nachhause, dann würde es zu spät sein," entgegnete die Mutter, „und wie bekannt er auch mit den Waldwegen ist, in einer Nacht, wie die kommende sein wird, ohne Mondschein, würde er ihn unmöglich finden. Seht ihr nicht, welch schwarze Wolken sich dort drüben sammeln? Ich muß gehen. Seid gute Mädchen, hütet die Kleine und wiegt sie wieder in Schlaf, wenn sie aufwachen sollte."

Dann hüllte sie sich in den Shawl, welchen sie inzwischen aus dem Schrank geholt hatte, und war bald im Dickicht verschwunden.

Stunde auf Stunde verging; schon längst war der Abend angebrochen, der Vater war noch immer nicht nach Hause gekommen, ebenso wenig war die Mutter mit dem gesuchten Bruder zurückgekehrt. Anna hatte sich schon längst in den Schlaf geweint, als endlich der Vater heimkam, stürzte ihm Maria zwar in großer Aufregung, aber ohne Tränen entgegen, um ihm die erschütternde Nachricht zu bringen, daß Johannes sich im Walde verirrt habe, und wahrscheinlich die Mutter dazu.

Kaum hatte der Vater diese Schreckensnachricht vernommen, als er seiner ältesten Tochter die Sorge für die jüngeren Schwestern anbefahl, und dann den Verlorenen nacheilte.

Die geängstigte Mutter hatte inzwischen im Walde gesucht, war, laut den Namen ihres Sohnes rufend, von einer Richtung nach der anderen geeilt, bis endlich, endlich, eben auch sie den Weg verloren hatte und ihre Kräfte gänzlich erschöpft waren, ihr Ruf beantwortet wurde. Welch eine Freude, als die Mutter ihren verloren geglaubten Sohn wieder ans Herz drücken konnte! Aber wie sollten die Verirrten in der Finsternis ihren Weg nachhause finden! Mit Recht befürchtend, sie möchten sich noch weiter im Walde verirren, hielten sie es für das geratenste, zu bleiben wo sie waren. Sie verhehlten sich ja nicht die große Gefahr, welche mit ihrem nächtlichen Aufenthalt im Waldesdunkel verbunden war; die Verirrten vermochten auch nicht, ein Feuer anzuzünden, um die gierigen Raubtiere, die Wölfe zu verscheuchen. — Aber die fromme Mutter kannte die sichere Burg, von welcher im 91. Psalm geschrieben steht, und erhob ihr Herz zu dem Gott, der auch hier unter dem Grauen der Nacht ihre Zuversicht und Zuflucht war. Sie zog ihren wiedergefundenen Sohn mit sich unter eine mächtige Eiche, kniete mit ihm nieder und betete inbrünstig, der Gott, der vor Alters dem Daniel in der Löwengrube beigestanden hatte, der seinen Engel gesandt, um dem Löwen den Rachen zuzuhalten, damit sie seinem Knechte kein Leid täten, möge auch sie und ihr Kind gnädiglich beschützen.

„O," dachte Johann, während er seine Mutter fest beim Arme hielt, „sollte Gott uns wirklich beschützen können, da es der wilden Tiere so viele im Walde gibt? Ach, könnte doch auch ich so zuversichtlich beten, wie die Mutter es kann!"

Und in seiner großen Angst versuchte er es, selbst zu beten, erst leise und schüchtern, dann lauter: „Herr, du hast ja gesagt: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen; o, so hilf und errette auch uns!"

Plötzlich wurden die Verirrten durch ein aus der Ferne herübertönendes Geschrei aufgeschreckt. Er wurde immer lauter und schien immer näher zu kommen. War es die Stimme eines Menschen, oder war es die eines wilden Tieres? Unaufhörlich stiegen bei der anscheinend zunehmenden Gefahr die Seufzer und Gebete aus den Herzen der Verirrten zum Gnadentron empor.

Und o, wie sollten sie es bald erfahren, daß der Herr hält, was er verspricht: „Ich will dich erretten!" Immer näher kam die Stimme, nicht die eines wilden Tieres, sondern sie entdeckten endlich, daß es eine menschliche Stimme, die des suchenden Mannes und Vaters war, ja, sie hörten deutlich, wie er „Marie" rief, und wagten dann den Ruf zu beantworten und demselben zu folgen.

„Johann, mein Sohn," sagte die fromme Mutter, als sie, geführt von den starken Armen ihres Gatten, mit ihrem wiedergefundenen Knaben den Heimweg antrat, „ist nicht an uns geschehen, was der Herr durch den Propheten Jesaias — Kap. 65, 24 — verheißen hat: Ehe sie rufen, will ich antworten, wenn sie noch reden, will ich hören?"

Tollwut oder Wasserscheu der Hunde.

Wenig bekannt dürfte sein, daß diese Krankheit im Westen unsers Landes außerordentlich stark unter wilden Tieren, Präriewölfen und Füchsen verbreitet ist und daß die Zahl der Tollwutfälle unter den Menschen am größten in den Vereinigten Staaten von allen Ländern ist. In europäischen Ländern, z. B. in Deutschland und England, wo früher die Tollwut auch häufig auftrat, ist sie fast ganz verschwunden, seit strenge Gesetze das Umherlaufen der Hunde ohne Maulkorb verbieten. Wir kommen damit auf die Entstehungsursache der Krankheit. Sie wird fast ausschließlich durch den Biß wutkranker Tiere verbreitet. Daß sie sich auch durch Einwirkung besonderer Zustände bei einem Hunde entwickeln kann, ist wohl sicher, obwohl sich Annahmen als irrig erwiesen haben, daß große Hitze und Kälte oder starker Durst die Krankheit erzeugen. Die Ansteckung geschieht durch den Geifer oder Schaum, der durch den Biß des tollkranken Tieres in die Wunde gelangt und so ins Blut dringt. Fraglich ist, ob durch Futterstoffe, an denen der Geifer haftet, die Tollwut erzeugt werden kann. Es scheint, als ob nur durch direkte Ueberführung des Ansteckungsstoffes ins Blut die Krankheit übertragen wird. Solche Uebertragung des Wutgiftes kann natürlich auch dort stattfinden, wo von dem Geifer in eine bereits vorhandene Wunde gelangt. Wenn nicht alle Menschen und Tiere, die von einem tollen Hunde gebissen wurden, an der Tollwut erkranken, so hat das darin seinen Grund, daß infolge der frühern Bisse durch Kleider oder Haare des Felles das Gift abgestreift wurde und nicht in die Wunde gelangte.

Der Ausbruch der Tollwut ist bei Hunden nicht an bestimmte Zeit gebunden, drei bis acht Wochen scheint die gewöhnliche Frist zu sein; doch kann die Krankheit auch früher oder später, selbst nach einem Jahre auftreten.

Nicht immer zeigt sich die Krankheit unter gleichen Symptomen; doch läßt sie sich in zwei Hauptformen einteilen, nämlich in die rasende und die stille Wutkrankheit. Die Bezeichnung „Wasserscheu" ist unrichtig; denn wasserscheu sind tolle Hunde nicht; sie laufen sogar oft ins Wasser und saufen sehr gierig.

Erscheinungen der rasenden Wut sind: Die Hunde sind launisch, aufgeregt, unruhig. Das Benehmen ist verändert. Lebhafte Hunde werden traurig, träg und verkriechen sind. Träge Hunde werden sehr aufgeregt. Die Freßlust hört auf; dagegen verschlingen die Hunde Holz, Sand, Steine, Stroh, Dung und andere ungenießbare Gegenstände. Niemals ist ein Hund wutkrank, wenn er noch natürliche Futtermittel verzehrt.

Nach zwei bis drei Tagen versuchen die angesteckten Hunde fortzulaufen; sie versuchen unter der größten Anstrengung Ketten und Stricke zu zerreißen und zerstören ihre Hütten. Häufig durchstreifen sie dann weite Gegenden und kehren, nachdem sie unterwegs gebissen haben, was ihnen in den Weg kam, nachhause zurück.

Später wird die Beißsucht immer auffallender; sie tritt gewöhnlich in Anfällen auf. In diesem Zustande beißen sie auch ihren eignen Herrn und bekannte Personen. Die Stimme wird rauh, heiser, und geht in ein eigenartiges Heulen über. Sind die Anfälle vorüber, so liegen die Hunde ruhig da und erscheinen wenig verdächtig. Durch Lärm, sowie durch Reizen mit einem Stock kann aber sofort ein neuer Wutanfall hervorgerufen werden. Im weiteren Verlaufe treten Lähmungen ein, besonders am Unterkiefer und Hinterkörper. Der Unterkiefer hängt dann herab und die Hunde geifern. Sehr bald magern die Hunde stark ab und unter Zunahme der Lähmung verenden die Tiere meist nach fünf bis sechs Tagen, selten erst nach zehn Tagen.

Erscheinungen bei der stillen Wut: Die Hunde sind ruhig, matt und teilnahmslos, sie lassen meist den Unterkiefer herabhängen, beißen aber trotzdem. Für die Umgebung werden sie deshalb außerordentlich gefährlich. Der Tod erfolgt auch nach der stillen Wut nach mehreren Tagen. Hunde, bei de-

nen die Wut einmal ausgebrochen, ist, können nie geheilt werden. Sie sollen der Sicherheit wegen sofort getötet werden. Werden andere Haustiere von wutkranken Hunden gebissen, so erkranken sie nach kürzerer oder längerer Zeit unter ähnlichen Erscheinungen und sind ebenfalls rettungslos verloren. So beachtet man bei Pferden, Rindern, Schweinen und Geflügel ein auffallendes Benehmen, große Unruhe, Veränderung der Stimme, Wutanfälle und Beißsucht. Beim Rind und Schaf Neigung zum Stoßen. Sehr bald erfolgt auch Lähmung und nach zwei bis fünf Tagen der Tod.

Ist ein Mensch von einem tollen Hunde gebissen, so ist das erste Gegenmittel, die die Wunde sogleich durch tiefen Schnitt zu starkem Bluten zu bringen; es ist wahrscheinlich, daß das Wutgift mit dem ausfließenden Blut entfernt wird. Sind Aetzmittel, etwa Höllenstein zur Hand, so sollte die Wunde damit ausgebrannt werden. Vor allem sollte ein Arzt gerufen werden, damit der geeignete Gegenmittel anwende, daß das Gift nicht in das Blut dringe und durch den Körper geführt werde. Innerhalb der ersten zwei Stunden läßt sich dies verhüten, wenn nicht durch den Biß eine größere Ader verletzt wurde. Das beste Mittel, den Ausbruch der schrecklichen Krankheit bei Menschen zu verhüten, ist die Pasteur'sche Impfung, wie sie in den gleichnamigen Instituten in verschiedenen unsrer Großstädte ausgeführt wird. Doch sollte das Impfen auch sobald nach dem Bisse vorgenommen werden, wie möglich.

Der H. und Bauernfr.

Vereinigte Staaten

California.

Escondido, Calif., den 6. August 1912. Das Wetter ist angenehm kühl. — Das Plastern der Hauptstraßen geht seiner Vollendung entgegen. Es wird dieses eine Zierde der Stadt werden, freilich, das kostet auch. Der Landhandel ist gesund; Staatseigentum wird weniger verlangt. — Mit der elektrischen Bahn da happert's noch. Seit ein paar Wochen ist alles still. Die Strecke von anderthalb Meilen durch San Diego soll schon fertig sein, und das Schütten des Dammes bis auf weitere 12 Meilen auch, doch jetzt ist alles still und wir harren gespannt der Dinge, die da kommen sollen. — Einige sind hier voll Mexico, andere voll Brasilien. Der Troubel nur ist, daß es gelobt wird, ohne daß man es gesehen hat. Ich glaube selber, daß Mexico stellenweise weit Besseres aufweisen kann als unsre Gegenden, und weiß auch, laut Beschreibungen, daß Brasilien in Vegetation (Pflanzenwuchs) unsre Gegend in vieler Hinsicht übertrifft, doch bin ich noch nicht dort gewesen und weiß, daß daselbst auch Seiten hervorzuheben sind, die für die Einheimischen wohl selbstverständlich, von uns aber, da sie ungewohnt sind, als sehr unerwünscht erscheinen möchten. Schon das Ungeziefer hat dort mehr Lebensbedingungen als in den mäßigen Zonen, da die stetige Wärme und die viele Nässe so recht zur Vermehrung mithelfen. Der ungeheure Urwald, der zwölf mal so groß ist, als Deutschland; so die Affen, Tiger, etc., so daß man bessert tut, wenigstens wer noch nicht dort gewesen ist, das Lob nicht mit zu vollem Munde zu singen, —denn der Alarm möchte am Ende falsch sein. Nichtsdestoweniger bin ich auch für jene Gegend interessiert, besonders seiner wunderbaren Vegetation wegen; und wenn man den Berichten der „Brasilianischen Rundschau" glauben kann, so sind die Ansiedler daselbst ganz glücklich. Selbst ein Brasilianer meinte zu mir, mit dem Hinüberwechseln sollte man weise sein, denn hier sei es ja auch ganz gut. Jedenfalls tut jene Regierung das Bestmöglichste für die Ansiedler, besonders die mit Familien. Sollten mehrere den Plan fassen, dahin zu gehen, so wäre es das beste, Deligierte dorthin zu senden: Also ruhig Blut, Anton!

Hier ist ein Skandal geworden, indem man ausgefunden hat, daß ein gewisser Jemand unter der Maske „Klub" sechs Bierfässer zum Verschenk hatte und an Unmündige verkauft — in der Stadt der goldenen Sittlichkeit — hier Prohibition. Es ging zu Gericht und da in California die Weiber den Männern sozusagen gleichgeworden sind, so wurde das holde Weibliche zur Jury gerufen, doch o weh, es ging hier gerade so wie in San Diego: Die höhere Ordinanz sagt: Zum Richten dürfen nur die Männer herangezogen werden.

Ohne daß ich das Weib herabwürdigen will, so ist meiner Ueberzeugung nach ihr Platz nicht die Oeffentlichkeit, sondern das Heim und sollte sich hübsch von aller Politik und Männersachen fern halten und den so vernachlässigten ihr zugewiesenen Platz ausfüllen, den ihr kein Mann rauben kann, das ist, als Weib und Mutter. Es würde wirklich ein Segen für die Welt sein, wenn statt der vielen Gesetze eines derart lauten würde, das Weib soll in aller Stille lernen (1. Tim. 2, 12) — doch öffentliche Dienste sollte sie keine haben, sondern dieselben den Männern überlassen, — so würde beiden geholfen sein — dem Mann für sein Brot und dem Weib für ihre Unterstützung. Es wäre dann mehr Raum für die Ehe; nun aber wird der Mann verdrängt.

Schon dem weisen Griechen Herodot schien das Emanzipieren des Weibes bedenklich, und hebt als bezeichnend hervor, daß bei allen Völkern der ganzen Welt die Weiber am Webstuhl arbeiten und die Männer auf den Markt gehen, um einzukaufen, nur in Egypten sieht man Männer auf den Markt gehen und die Männer am Webstuhl arbeiten." Herodot 2, 35. Er verwundert sich, daß die egyptischen Frauen so große Freiheit genießen, daß sie sogar Erlaubnis bekommen, auf den Markt zu gehen. Die schmutzigsten Erlebnisse waren das Resultat dieses Weges. Die israelitische Hausfrau erscheint dagegen als arbeitssam, umsichtig, klug, bescheiden, freimütig, nicht selten als Ratgeberin, oftmals sogar als Held und Kriegerin. Stellt man Charaktere als Mirjam, Ruth, Naema, Deborah, Jael, — den Chor der dem David zum Sieg über Goliath das Triumphlied singt, etc. etc, so haben wir ein Gemälde von Feinheit und Klugheit, Entschlossenheit und Edelmut, Freiheitssinn und Vaterlandsliebe an israelitichen Hausfrauen, die alles in sich vereinigen, was die Geschichte von der Vaterlandsliebe römischer, dem Mut spartanischer, der Feinheit und dem Witz athenischer Frauen erzählt. (Für Weiteres verweise ich einen Durchblick durch das Handbüchlein biblischer Altertümer zu nehmen.)

In dem letzten Vorwärts wird die Anstellung des Weibes wegen der Bahnkatastrophe bei Western Springs beschuldet, und besonders ist es Frau Julia A. Wilcox genannt, „weil sie angeblich keine richtige Uebersicht zeigt." In der M. Rundschau erschien seiner Zeit eine Notiz, „daß die größeren Bahnen des Ostens beabsichtigen, nach und nach ihre weiblichen Telegraphisten, Stenographinnen und Schreiberinnen zu entlassen, resp. keine mehr anzustellen und ihre Plätze mit Männern zu besetzen — denn die Fähigkeiten der Frauenpersonen (in dieser Richtung Anmerkung des Correspondent) gehen nicht über ein gewisses Maß etc. Chairman Alexander machte ebenfalls Protest dagegen, und meint, etliche Frauen möchten vielleicht solchen Posten ausfüllen können, doch schwerlich alle! Angesichts aller solcher Tatsachen und noch mehr wäre es wohl am Platze, wenn das Weib sich wieder zurück auf ihre Bahnen bewegte, und den Herrn der Schöpfung als den Stärkeren den anstrengenden Außenposten überließen! — Schuster bleib bei deinem Leisten!

Als besonderes Zeichen der Zeit ist es, daß in den Religionsgemeinschaften das Weib allmählich die Posten den Männern abstreitig macht, angesichts solchen unbiblischen Standpunktes, besonders noch angesichts des deutlichen Einspruchs Pauli, wenn er lehrt: „Einem Weibe gestatte ich aber nicht zu lehren, noch sich eine Macht über einen Mann anzumaßen, sondern sie soll in der Stille sein" etc. 1. Tim. 2, 11—15.

Sollte Paulus heute in unseren Kirchen erscheinen, so würde er nicht nur ausfinden, daß er nicht nur sehr unpopulär (beim Volke beliebt) sei, sondern er würde noch Hals über Kopf aus der Kirche hinausgeworfen werden; — die Intelligenz (Geistesbildung) ist im Zunehmen!

Als besonders bezeichnend gilt für mich eine Begebenheit, die sich in einer Gemeinde der S. T. Adventisten zutrug, nahe an unsrer Küste, wo eine Schwester (natürlich!) den Vorsitz führte, und welche, da Verwickelungen entstanden, sich derselben mit dem: „Das bekümmert mich nicht weiter," erledigte. Der Prophet redet ja auch davon auf einer Stelle, daß die Weiber die Herrscher meines Volkes sind und die Kinder die Gebieter des Volkes.

Man vergleiche nur das Auftreten der Frau Nation mit Sara, Abrams Weib, — und das wilde Gebahren der Suffragaten Englands mit dem Auftreten einer Tabea, etc. Waren diese Frauen weniger frei? Ich denke wohl nicht! Prüfet aber alles und das Gute behaltet!

P. J. Epp. Corr.

Nebraska.

Henderson, Nebr., den 7. August 1912. Lieber Bruder und Editor Wiens! Ich möchte wiederum unsern Geschwistern in Rußland durch die Rundschau ein Lebenszeichen und Gruß senden, und besonders meinem Bruder Martin Hübert, Neukirch, der mich wiederholt in der Rundschau daran erinnert, daß ich meinen Familiennamen nicht so schreibe, wie unser Vater und seine Vorfahren ihn geschrieben haben. Ich möchte meinem lieben Bruder mit diesem erklären, wie ich dazu gekommen bin, daß ich ihn so schreibe. Ich wußte von jeher, daß mein Vater so schrieb und bei dem ersten Lehrer, bei dem ich in die Schule ging, habe ich ihn immer so geschrieben wie unser Vater. Aber als ich den zweiten Lehrer bekam, es war ein junger noch unverheirateter Mann, aber ein guter Lehrer, der erlaubte mir nicht, meinen Familiennamen so zu schreiben, denn er sagte, das sei falsch. Das sei nämlich veraltet, und er lehrte mich, meinen Namen so zu schreiben, wie ich ihn jetzt schreibe. Hier sind mehrere Leute, die denselben Familiennamen tragen, aber sie schreiben ihn nicht überein. In meinem Telephonbuch im Namenregister sind 12 Namen „Hiebert“ und 4 Namen „Hübert“; und ich glaube doch, daß es ein und derselbe Name ist. Und würde ich jetzt noch daran ändern, so würde ich mir damit nur Schwierigkeiten bereiten; denn überall in meinen amtlichen Papieren, so Deeds (Kaufbrief) auf dem Land u. Bürgerpapiere usw. ist er so geschrieben. Nun ich hoffe, das genügt schon

Nun, mein lieber Bruder Martin, ich habe den Bericht über deine Reise, die du vor 31 Jahren machtest, gelesen Der Bericht war der Friedensstimme entnommen. Auch schreibst du, daß ihr bei euch eine sehr gute Ernte habt. Nun, das freut uns, denn ihr habt ja auch sehr viele Arme bei euch Wir haben nicht eine sehr große Ernte, an Weizen eine mittlere. Wir dreschen von 10 bis 20 Buschel vom Acre. Hafer weniger. Dem Corn fehlt es an Regen. Es ist hier trocken.

Gesund sind wir alle in unserer Familie, auch sonst überhaupt ist nicht viel Krankheit, dem Herrn sei Dank.

Nun, so will ich zum Schluß kommen. Seid nochmals, alle unsere Geschwister, gegrüßt von uns. Bei Namen kann ich euch hier nicht alle aufnennen, denn das würde zuviel sein

David u Sara Hiebert.

New-Mexico.

Las Vegas, den 6. August 1912. Bruder Wiens! Ich berichte heute etwas über unsere Arbeit im Geistlichen.

Wir sind jetzt bald zwei Jahre hier und haben, soviel in unsern Kräften stand, gearbeitet. Erst arbeiteten wir in den Häusern, dann hatten wir auch bald zwei Schulen zur Verfügung. So hatten wir in der östlichen Schule unsern Gottesdienst und Sonntagsschule. Unser Lehrer war Bruder Kunkel. Eine Weile hatten wir auch Bruder Janzen aus dem Osten. Es war auch ein junger Bruder von den Quäkern, wie auch Bruder Kunkel. Doch, wie ihr wißt, hält der Amerikaner auf „moven“, und so gings auch hier; die meisten zogen weg und wir waren genötigt, die Arbeit dort einzustellen. So zogen wir die Mehrzahl hierher in unsere Sonntagsschule, wo wir auch bald großen Erfolg hatten, und wir mit viel Segen und Heil gekrönt wurden. Wir bekamen da auch viel Predigerbesuch von den Alt-Mennoniten, die hier und in La Junta, Colo., zerstreut wohnen. Doch Janzen, unser bester Redner, ist nachhause gefahren, zu seinem Vater, der schon alt ist, und dessen Farm bearbeitet werden muß. Doch hier muß ich dies sagen: Der Herr, der der rechte Vater ist über alles, der hat uns noch nie allein gelassen und wir haben die Nähe des Herrn noch immer gespürt. Wir sind auch herzlich dankbar dafür, doch eines kommt uns wunderbar vor: Haben denn unsere Brüder kein Herz oder Ohr, daß sie hier auch einmal predigen kämen, wie andere es tun? Oder ist wirklich die Sprache so ein Ding, daß es wirklich nicht geht? Oder fehlt es an die mannigfaltige Liebe, die in 1. Kor. 13 beschrieben ist? Man frägt sich dann oft so. Ja, an der Liebe, da fehlt es in letzter Zeit sehr, das wurde ich inne, als ich in Kansas auf Besuch war. Da schauten mir etliche so wunderbar ins Auge, als wenn ich wer weiß woher sei, als ob sie mich gar nicht kannten, wo ich mir doch keiner Schuld bewußt war. Doch ich wundere mich dessen nicht, das reine Gold war auch schon in Israel oft so verdunkelt, daß der Herr klagte.

Wir haben jetzt fünf Klassen in unserer Sonntagsschule und haben einen glücklichen Gang. Auch war ich und Bruder Kunkel vor vier Wochen zwanzig Meilen östlich nach dem Heimstätteland gefahren, wo wir eine Sonntagsschule organisierten. Aber waren die Leute doch froh, daß sie eine Sonntagsschule bekamen und sie das Evangelium am Ruhetage hören durften! Sie sagten, daß schon drei Jahre kein Prediger des Evangeliums sie besucht habe. Es ist hier ein großes Arbeitsfeld und es mangelt an Arbeiter hier auf diesen hohen Gefilden. Es fehlt auch zu predigen: Tut Buße und glaubet an das Evangelium, denn viele sind nicht bekehrt, besonders die liebe Jugend und die Kinder, die wir in unserer Sonntagsschule haben, und es kommen noch immer mehr.

Ein Mann hatte von meiner Nachbarin gehört, daß ich gesagt haben sollte, wie schuldig wir seien, auch um Regen zu beten. Nun letzten Sonnabend fragte mich dieser Mann gerade, ob ich noch immer betete um Regen. Ja, sagte ich, sicher! Unser Gott will gebeten sein. Und weil es gerade geregnet hatte, fragte ich ihn, was er denn täte. Die Antwort blieb er mir aber schuldig. Nun, er fühlte sich doch dankbar und sagte zu mir: „Dann muß ich eine Kollekte halten und dich bezahlen.“ So geht's mit den Ungläubigen, beten wollen sie nicht. Bezahlen für etwas Gutes das würden sie wohl. Doch ich will schließen, und sollte sich jemand gedrungen fühlen, vom Geiste Gottes, der komme herüber und helfe uns!

Die Ernteaussichten sind so mittelmäßig Es sieht ja noch immer grün aus. Die Gerste wird wohl geschnitten werden müssen.

Jetzt gerade, während ich mein Schreiben schließe, kommt die Rundschau und da finden wir, daß Abraham Penner sich nach allen Freunden erkundigt. So sind wir denn recht dankbar für euren Besuch, wenn auch nur schriftlich. Gott gebe euch ein langes Leben und segne euch in all eurem Vornehmen bis wir droben sind!

H. Janzen.

Oklahoma.

Hitchcock, Okla., den 9. August 1912. Es war hier schon recht sehr trocken. So oft schauten wir aus nach Regen; hin und wieder kam auch schon ein Schauer, aber vorletzte Nacht regnete es sehr. Die Blitze waren so grell, der Donner krachte und erschreckte uns recht sehr. Es regnete aber auch sehr! Kaffircorn und Maize kann es jetzt viel geben. Die Drescher können sich auch etliche Tage ausruhen. Es gibt hier solche, die dreschen immer zu, ob Sabbath oder Sonntag, es macht ihnen nichts aus. Meier und Hamburg kauften sich den alten Outfit (Ausrüstung) von Fred Lorenz und waren fleißig an der Arbeit. Als sie auf Peter Bullers gewesener Farm fertig waren, ließen sie ihre Maschine auf dem Felde stehen so wie immer und weil es zum Sonntag ging, fuhren sie heim. Und was in der folgenden Nacht geschah, war, daß ihre Maschine verbrannte. Es wird vermutet, daß sie jemand angesteckt hat, denn von selbst ist es nicht geworden. Wir lesen da in einem Gleichnis von Jesu, wie Jemand Weizen auf seinem Acker gesäet hatte. Später erwies es sich, daß viel Unkraut darinnen war. Auf die Frage: Wer hat das Unkraut hineingesäet? kam die Antwort: Das hat der Feind getan. So mag es auch hier gewesen sein.

Als ich vorige Woche vom Besuch bei unserm Sohn Kornelius bei Collinsville heimfuhr, mußte ich in Enid übernacht bleiben. Ich ging auf der Straße einem Futterstall vorbei. Da sahe ich zwei Frauen auf einem Springwagen (Federwagen) sitzen und noch ein etwa zehnjähriger Junge. Dieser weinte sehr. Auch kommen Mann und Frau aus dem Stall heraus. Der Mann trägt einen kleinen weißen Hund und die Frau weint sehr. Ich denke, da muß ein Unglück passiert sein und frage die dabeistehenden neugierigen Männer, was passiert sei. O, nichts weiter, als ihr kleiner Hund sei im Stall zu Tode gekommen. „Na,“ denke ich, „auch noch um einen so kleinen nichtswürdigen Köter weinen und lamentieren!“ Ich hätte ihn in den Dreck geworfen und wäre davon gegangen. Ich bin kein Hundefreund, ich hasse sie! Manchmal, sogar sehr oft nehmen Hundeliebhaber sie mit nach der Kirche. Allerwärts müssen die dreckigen Götzen mitgenommen werden. (Es ist nur vernünftig, wenn man einem Hunde als Haustier die nötige Pflege und Aufmerksamkeit schenkt, und ganz natürlich, wenn man den

Tod eines nützlichen Haustieres bedauert; aber weiter sollte man darin nicht gehen. Beschämend ist es, daß heutzutage die Hunde von vielen Leuten den eigenen Kindern vorgezogen werden. Das ist nicht nur wider vernünftige Religion, sondern wider die menschliche Vernunft. Ed.)

Von Enid bis Clinton, Okla., geht jetzt auf der Frisco Bahn alle Morgen eine Motorcar. Da hatte ich denn zum erstenmal die Gelegenheit von Enid bis Okeene darauf zu fahren; aber das ging nichts besser als auf einem gewöhnlichen Zug.

Den 30. vorigen Monats nahm Nachbar Korn. Voth seine liebe Frau zum Sanitarium in Wichita, Kans. Sie wollten ihr da eine Woche lang Behandlung geben, ob sie eine Operation vorbeugen könnten; aber vergeblich. Den 3. des Monats haben sie an ihr eine schmerzliche Operation vollzogen. Das Leben wurde schwächer, der Puls hörte auf zu schlagen und um einhalb sechs Uhr Sonntag abends starb sie. Montag nachmittag kam der liebe trauernde Bruder mit ihr im Sarge heim. Es war ein trauriger Empfang beim Bahnhof in Hitchcock.

Vier ihrer Kinder waren nicht daheim. Denen mußte die Todesbotschaft per Telegraph gesandt werden. Kornelius, Abraham und Aganetha kamen, aber Maria, die in Brooklyn, New York ist, konnte nicht kommen. Seine Brüder David von Oklahoma-City und Bernhard von Shattuck kamen auch. Das Begräbnis war gestern von der Omego-Kirche aus. Wiewohl es regnerisch war, kamen doch noch viel Leute. Aelt. A. J. Voth hielt eine tröstende Leichenpredigt über Phil. 1, 21—23. Die liebe Schwester hat ein treues, frommes Glaubensleben geführt und ist selig im Herrn entschlafen. Sie ist 49 Jahre alt geworden.

Katharina A. A. Voth, die eine graduierte Krankenschwester im Sanitarium in Wichita, Kans., ist, ist jetzt daheim bei Mutter und Geschwister auf Besuch.

Wir haben jetzt schon zwei Wochen lang schönes, kühles, erfrischendes Wetter gehabt.

Leser: Bestell dein Haus, denn du mußt sterben! Alle Menschen müssen sterben.

Jacob Thomas.

Canada.

Manitoba.

Altona, Man., den 5. August 1912. Werter Editor!

Da der Regen uns heute Gelegenheit gibt, etwas zu pausieren, so will ich die Zeit ausnützen mit Schreiben und will versuchen, den Spalten der Rundschau etliche Zeilen anzuvertrauen.

Gegenwärtig sind die Leute in der Heuernte beschäftigt. Auch ist hin und her schon Gerste geschnitten, und ehe diese Zeilen vor die Augen des Lesers kommen, wird man schon den Weizen großer Felder in Garben gebunden sehen. Die Felder hier bei uns sehen vielversprechend; aber es ist auch schon vieles vom Hagel vernichtet worden. Bis soweit dürfen wir mit Dank dem Geber aller guten Gabe entgegenkommen und sagen, daß wir bis zu dieser Stunde verschont worden sind. Doch bleiben wir wohl zumeist den Dank schuldig. Wenn wir einen kleinen Umblick machen, so finden wir, daß der Herr noch nicht nach unsern Verdienst gelohnt hat, und sollten daher nicht vergessen, wenn es heißt: „Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet?" Möchte der Herr geben, daß wir doch bald zum Entschluß kommen möchten, für ihn auch etwas zu werden. Denn daß wir Menschen so gar nichts sind, die wir doch so sicher leben, müssen wir nur zu oft sehen. Doch scheint es, als wollen wir es nicht merken. Die Stunde kommt, wo ich und du, lieber Leser, auch dieser Welt den Rücken kehren. Ja, und jetzt steigt die Frage in einem schon auf, wirst du, werd ich am Trone bei Jesu sein?

An Besuchern vom Westen (Saskatchewan) hat es auch nicht gefehlt. Wir haben manche Freunde und Geschwister begrüßen und auch wieder verabschieden dürfen. So auch Johann P. Kehler, unsere leiblichen Geschwister, machten uns diese Ueberraschung. Schon im Winter ging es uns so. Wir saßen eben beim Kaffee, als mit einmal unser Bruder Heinrich eintrat. Es ist, als ob man dann etwas abwesend ist, und nicht recht weiß, wie. Dann gibt es uns eine Freude. Aber wenn der Tod als Gast so plötzlich erscheint, dann gibt es auch ein Ueberraschen; aber wohl dem, der sein Leben darauf eingerichtet und seine Rechnung darauf gemacht hat.

Stillstand ist Rückgang.

Grüßend,

P. P. Kehler.

Steinbach, Man., den 5. August 12. Werte Leser der Rundschau!

„Aufgeschoben ist doch nicht aufgehoben", sagt ein Sprichwort. So ist auch mein Bericht, wie zu ersehen ist, nicht aufgehoben, sondern nur von Zeit zu Zeit aufgeschoben worden, und zwar der großen Trockigkeit halber.

Nun, mit dem Bau sind wir denn vor etlichen Wochen fertig geworden und wohnen schon über drei Wochen darin. Gleich als wir eingezogen waren, bekamen wir die lieben Gäste von Saskatchewan. Es waren die Geschwister Peter Schultzen und Wilhelm Thießens. Br. Abraham R. Friesen war schon etliche Tage früher hergekommen. Später kamen auch noch Bruder Peter Schmidt und auch noch seine zwei Brüder August und David Schmidt. Alle kamen auf dem billigen Ausstellungsticket. Zu gleicher Zeit kamen auch noch die Geschwister Heinrich Fasten (Eltern) von Minnesota, hier auf ein paar Tage an, die dort bei Langham und Dalmeny auf Besuch gewesen waren, und die nun, da sie auf einige Tage die Gemeinde besucht hatten, zurück nach Minnesota fuhren.

Also hatten wir drei Prediger Brüder in unserer Mitte, die uns mit dem Wort dienten. Die folgende Woche hatten wir den Evangelist Johann Wall von Minnesota in unserer Mitte, der die ganze Woche Erweckungspredigten hielt. Etliche junge Seelen gaben durch Aufstehen zu erkennen, daß sie sich bekehren wollten, und wünschten, daß für sie gebetet möchte werden.

Die Abendversammlungen wurden fortgesetzt bis zum nächsten Montag, den 29. Juli. Dann fuhr er heim nach Minnesota zu seinen Eltern. Manche ernste Ermahnungen und Belehrungen haben wir in dieser Zeit gehört, sowohl in der ersten, als auch in der zweiten Woche. Es fehlt jetzt nur an das Befolgen und Nachkommen. Ich denke, wir können noch lange daran zehren.

Als diese Zeit vorüber war, ging es gleich in die Heuernte hinein, wozu wir vorige Woche auch recht günstiges und schönes Wetter hatten. Vorher hatten wir eine Zeitlang recht regnerisches Wetter, sodaß mit der Feldarbeit wenig zu beginnen war, und heute regnete es auch fast den ganzen Tag, so daß mit dem Heu nichts zu schaffen war. Das Getreide geht zur Reife. Nächste Woche werden die Binder wohl somehr alle in Tätigkeit gesetzt werden. Einiges ist schon gemäht. Das Getreide ist sehr verschieden. Auf einigen Stellen, wo der Regen früher und mehr zur Zeit gekommen ist, steht es sehr vielversprechend da; anderes, wo der Regen länger ausgeblieben ist, steht zurück. Besonders auf den Grandrücken ist es auf einigen Stellen so kurz, daß der Binder es kaum fassen wird. Also darf der Ertrag desselben sehr verschieden ausfallen.

Sehr warm liegt mir noch der Bericht in No. 26 der Rundschau im Gedächtnis von Peter Jost, Hillsboro, Kansas, früher Prangenau, von dem Begräbnis seiner lieben Frau, welche wohl eine Schröders Tochter war von Gnadenheim. Besonders kam mir noch das ins Gedächtnis, was ihr Bruder David von ihrer Bekehrung erzählt hatte; denn ich war auf seiner Hochzeit bei Daniel Ennsen mit meiner Frau anwesend, weil der Bräutigam Isaak Friesen mein rechter Vetter war. Jetzt ist er auch schon etliche Jahre in der Ewigkeit. Ja, ich muß sagen, daß ich diese Begebenheit mit meinen Augen gesehen und mit meinen Ohren gehört habe und tief ergriffen wurde, als ich sahe, als ein armer Sünder sich in solcher Seelennot krümmte und zu Gott schrie. Ja, ich mußte mit jedem Satz mitstimmen und Amen sagen. So war es zu jener Zeit, gerade so, wie es dort beschrieben ist. Wie schon erwähnt, auch ich wurde stark angefaßt, und die Frage kam an mich stark hinan: „Hier siehst und hörst du, wie ein Sünder aufschreit und zu Gott schreit, aber wo stehst du?" oder: „welche Stellung nimmst du ein gegen deinen Gott? Du bist, wenn du so fortgehst, auf dem Wege des Verderbens, verloren, wenn du dich nicht bekehrst." Ich faßte den Beschluß, es soll von nun an anders werden. Aber trotz diesem Vorsatz ging ich noch zwei Jahre so dahin, bis ich zu einem verlorenen Sünder wurde, und mich gehörig zu Gott bekehrte. Dieses wurde wiederum angeleitet durch die liebe Schwägerin, meiner Frau Schwester, Abraham Richert, jetzt Oklahoma, die ebenfalls in solche Lage der Seelennot kam, wenn auch in etwas anderer Weise. Sie kam ganz in Verzweiflung und ich als naher Verwandter (Schwager), wollte sie auch mit Trost-

worten aus der heiligen Schrift trösten und sie zu ermutigen suchen, als sich mit einmal der Gedanke meiner stark bemächtigte: Was willst du denn trösten, du bist ja selbst unbekehrt und auf dem Wege des Verderbens! Ja, da wurden meine Augen aufgetan und ich bekam mich erst jetzt einmal selbst gründlich zu sehen. Ich erkannte wer und wo ich war, und so fuhr ich fort und rief zu Gott um Vergebung meiner Sünden, welcher sich über mich erbarmte, wie er es über viele getan hat. Er ließ mir Vergebung meiner vielen und schweren Sünden widerfahren, und ich erlangte somit Frieden in meiner Brust. Gott sei gedankt dafür! Amen.

Mit Gruß verbleibe ich wie immer, euer Mitpilger zur Ewigkeit.

Heinrich Rempel.

Alberta.

Stern, Alta., den 4. August 1912. An den Editor und die werten Leser der Rundschau. Einen freundlichen Gruß zuvor. Ich wurde oft angeregt, einmal einen kleinen Bericht von unserem Befinden in die liebe Rundschau setzen zu lassen. Besonders war dies der Fall, wenn aus Südrußland, von Fischau stammende Korrespondenten alle Rundschauleser grüßten und mitunter Aufforderung machten, auch zu schreiben.

Fischau ist der Ort, wo ich geboren und aufgewachsen bin und gewohnt habe bis zur Zeit unserer Verheiratung. Jakob Wölk war mein Schullehrer. Von den Fischauern sind nicht wenige nach Amerika ausgewandert. Ob nicht neben der guten Schulbildung auch der Umstand, daß in Fischau keine Schenke war, dazu beigetragen haben mag, daß mehrere junge Männer von dort hier in Amerika eine Predigerstelle einnahmen, mag dahingestellt bleiben. Damit soll doch nicht gesagt sein, daß alle durchaus nüchterne Leute waren.

Nach unserer Verheiratung — meine Frau ist Johann Warkentins Anna von Blumstein — wohnten wir ein paar Jahre auf Markusland, auf Andreasfeld, wo ein gewisser Aron Lepp, ein Prediger der Brüdergemeinde, uns abkaufte, und wir zogen mit unsern Eltern Johann Warkentins nach Borsenko, wo wir dann 9 Jahre gewohnt haben. Und im Jahre 1875 wanderten wir mit mehreren andern aus nach Canada, wo wir auch bis zum letzten Herbst in Manitoba gewohnt haben. Dann kamen wir im Dezembermonat hieher nach Alberta zu unseren Kindern.

Der Umstand, daß wir nun alt sind, und zudem meine Frau auch infolge des Typhusfiebers, woran wir im Winter 1909-10 auf den Tod krank lagen, das Augenlicht verloren hat, brachte es so mit sich, daß die Kinder uns wollten bei sich haben, welche bis auf den ältesten Sohn, welcher mit Familie in Britisch-Columbia wohnt, hier in Alberta wohnen, wo die Kinder uns eine anständige Wohnung hergerichtet haben. Wir haben fünf Kinder, vier Söhne und eine Tochter noch am Leben; letztere ist noch unverheiratet, und bei uns.

Wir sind nicht ganz mittellos, aber da ich seit Herbst im Jahre 1866 als Prediger des Evangeliums am Dienst bin, hat sich meine Vorstellung bewährt, daß solcher Dienst und Vermögendwerden an zeitlichem Gut zwei verschiedene Dinge sind.

Ich war von den Söhnen meines Vaters Johann Töws der jüngste, und bin nun 71 Jahre alt, und meine Frau hat nicht weit hin, bis sie auch 70 wird. Von den Kindern meiner ältern Schwester wohnen noch manche in Rußland, deren Adresse wir nicht wissen; sonst möchte ich ihnen einmal einige von mir durch Gottes Gnade hergestellte Schriftchen zusenden. Das letzte dieser Art schrieb ich letzten Winter, schon hier in Alberta, unter dem Titel: „Der köstlichere Weg.“ Es ist manchen Gesangsfreunden zu Liebe in Poesie geschrieben, in mehreren von sechs bis acht versigen Liedern, und verschiedenen beliebigen Melodien zu singen; und kann vom Unterzeichneten bezogen werden zu 10 Cents das Exemplar.

Andere von mir von Zeit zu Zeit verfaßte Schriftchen sind noch nicht ganz vergriffen. Von dem „Wie Gott das Gebet einer Mutter erhört,“ und auch „Eine seltsame Begebenheit“ wären noch einige wenige Exemplare zu haben.

Eines Umstandes sei hier noch erwähnt, daß von den Freunden meiner Frau, ihr ganz besonders eine Tante Schellenberg von Blumstein noch oft in Erinnerung kommt, da diese auch des Augenlichtes ermangelte, und wie diese immer so lieb zu ihr war. Und jetzt ist sie in derselben Lage des Blindseins. Doch im Glauben dürfen wir uns des öftern singen:

„Wenn dem Verstand und Augen
Die Schärfe nun gebricht,
Daß sie nicht viel mehr taugen,
Ist Jesus unser Licht.“

In Hinsicht unserer Herkunft u. Freundschaft sei noch kurz bemerkt, daß Blumstein auch der Wohnort meiner Mutter, wenigstens zeitweise war, wo auch ihre Eltern wohnten. Sie war eine geb. Plett. Der verstorbene Aelteste Johann Harder, seiner Zeit ein Schneider von Blumstein, war mein Vetter. Sollte von allen lieben Freunden einmal wer an uns schreiben wollen, so wissen sie nun unsere Adresse: Stern, Aberta, Canada. Dem Freunde, meinem Vetter Peter Goossen in Lindenau, mit welchem ich auch Briefwechsel unterhalte, und welcher auch die Rundschau liest, noch einen besonderen Gruß.

Peter Töws.

Saskatchewan.

Herbert, Sask., den 10. August 12. An den Editor der Rundschau!

Ich will mit diesem Schreiben zwei Briefe, nämlich Anfragen wegen Land hier in Saskatchewan, beantworten. Erstens erhielt ich einen Brief von Jakob Schierling und John H. Rogalsky. — Mit dem RegierungslandAufnehmen, das sind hier noch nur, wie ich auch in einem vorigen Artikel schrieb, Mutmaßungen. Doch wenn die erwähnte Ranch sollte in Heimstätten aufgehen, dann würde es hier wohl noch zum Duell kommen. Aber hier ist viel Land zu renten, sodaß viele ihr Land nicht werden verrenten können, weil nicht genügend Renter da sind. Ich würde euch raten, selbst herzukommen und euch das Land anzusehen. Das Land wird hier jetzt alle Tage teurer, doch gelegentlich ist hier auch noch billig Land zu kaufen.

Hier ist auch viel Geld zu verdienen mit Arbeiten; es fehlt immer an Arbeiter. — Also bin ich hiermit meiner Aufgabe gerecht.

Wir freuen uns, daß unsere Geschwister Herm. Neufelds als auch Js. Töws von Orenburg, Rußland, diesen Herbst nach Amerika kommen wollen. Willkommen hier! Wir schicken morgen die Bürgschriften für euch ab.

Wir erfreuen uns hier jetzt einer schönen Gesundheit.

Nebst Gruß,

Jac. J. Töws.

Rosthern, Sask., den 3. August 1912. Werte Rundschau!

Da die Neuigkeiten von Rosthern in deinen Spalten spärlich erscheinen, so will ich versuchen, dir einige mit auf den Weg zu geben. Um aber die Regel nicht zu verletzen, berichte ich zuerst, daß wir gegenwärtig hier schönes Wetter haben. Wir hatten eine geraume Zeit sehr naß; es regnete einen Monat lang fast jeden Tag, dabei war noch kühles Wetter, während wir vor dem Regen sehr heiße Tage hatten, bis 105 Gr. im Schatten nach F. Jetzt ist es aber wieder schön warm und alles wächst mit Macht.

Gebaut wird im Städtchen Rosthern auch fleißig. J. J. Friesen baut sich einen neuen Laden—28 bei 70—mit einem Concret-Keller (Kellerwände aus einer Masse aus Cement und grobem Sand usw.) unter dem ganzen Gebäude. Das Gebäude selbst wird mit Ziegelsteinen bemauert und wird wohl bis $6000 kosten.

Auch eine neue Mennonitenkirche, die so bei $6000 kosten soll, wird diesen Sommer errichtet. Mehrere Fußsteige werden in der Stadt von Concret gemacht, was der ganzen Stadt ein schönes Aussehen gibt.

Farmer sieht man jetzt wenig in der Stadt, denn sie sind jetzt alle fleißig beim Heumachen.

Muß noch berichten, daß Witwe Abram Friesen von Tiefengrund am 15. Juli plötzlich gestorben ist. Sie hatte aber doch schon lange gekränkelt und war mitunter recht schwach; aber jetzt glaubte sie, daß es mit ihr besser gehen würde. Sonntag nachmittag war sie noch bei ihren Kindern auf Besuch, aber des Abends fühlte sie nicht sehr gut und ließ sich nachhause bringen. Zuhause fühlte sie sich etwas besser, aber am 15. gegen Morgen bekam sie einen Schlaganfall, der ihrem Leben plötzlich ein Ende machte. Sie ist 53 Jahre, vier Monate und 16 Tage alt geworden, und hinterläßt sieben Söhne, acht Töchter und 27 Großkinder, ihren Tod zu betrauern. Zwei Kinder sind ihr im Tode voran gegangen. Außerdem hat sie noch einen Stiefsohn und eine Stieftochter in Deutschland u. einen Stiefsohn in Saskatchewan; auch einen Bruder und eine

Fortsetzung auf S. 15.

Erzählung.

Der Krüppel von Nürnberg

Von Felicia Buttz Clark.

In freier Bearbeitung von Friedr. Munz.

(Fortsetzung.)

Kapitel 25.

Im Gewühl der Schlacht.

Es war der 23. April 1847. Kaiser Karl der Fünfte mit dem Herzog von Alba, dem Marquis von San Marzano und Moritz von Sachsen in seinem Gefolge, dem es um die Besitzungen und den Rang des Kurfürsten Johann Friedrichs von Sachsen zu tun war, rückten gegen die Elbe vor. Die Nacht brach herein, als die Truppen am Flußufer, gerade gegenüber dem kleinen Städtchen Mühlberg, ein Lager bezogen. Während der ganzen Nacht ruhten die kaiserlichen Truppen auf der einen, und die Armee des Kurfürsten auf der andern Seite des Flusses in Waffen. Schon bei Tagesanbruch hielt Karl mit seinem Generalissimus und den Offizieren Kriegsrat im kaiserlichen Zelt. Nach einer langen Unterredung gab der Kaiser endlich den Befehl zum Vorrücken. Der Herzog von Alba schaute kopfschüttelnd auf. „Euer Majestät wollen den Kurfürsten auf diesem Punkte angreifen?“ rief er aus. „Bedenkt die Schwierigkeiten. Ohne Zweifel sind die Evangelischen gerüstet. Der Fluß, der hier sehr breit und reißend ist, kann nicht ohne Gefahr gekreuzt werden.“

Der Kaiser richtete sich im Vollbewußtsein seiner Würde auf. „Der Herzog von Alba ist seines reifen Urteils wegen bekannt, doch muß ich darauf bestehen, daß meine kaiserlichen Befehle ausgeführt werden. Man bereite sich zum Angriff vor!“

Dem spanischen Herzog blieb nichts anderes übrig, als sich zu verbeugen und den Kampf aufzunehmen. Die Morgenstunden verstrichen, und der reißende Strom, an dessen Ufern die Veilchen unter den Weiden dufteten als die ersten Boten des kommenden Frühlings, glänzte wie ein Silberfaden in der Sonne. Da eröffneten die spanischen und italienischen Soldaten mit ihren langen Musketen das Feuer. Um den Truppen des Kurfürsten näher zu kommen, wateten die hitzigen Italiener bis zur Brusthöhe ins Wasser.

Zur selben Stunde saß der Kurfürst von Sachsen ruhig in seinem Zelt, das in kurzer Entfernung von Mühlberg aufgeschlagen worden war. In seiner Nähe stand Orlando, der Krüppel. Eine wunderbare Veränderung war mit dem ehemaligen bleichen, erschöpften Knaben vorgegangen, der fast gebrochenen Herzens vor drei Monaten mit Giovanni aus Nürnberg geritten war. Das freie Leben in der frischen Luft hatte seinen Wangen ein gesundes Rot und seinen Augen neuen Glanz verliehen. Erst den Tag vorher waren Giovanni und er mit den Truppen des Kurfürsten zusammengetroffen, da ihnen Stürme und schlechte Fahrwege übel mitgespielt hatten; und dann trafen sie dieselben in großer Verwirrung, in der manche selbst das Hasenpanier ergreifen wollten. Als er dem Kurfürsten von Sachsen als der Freund Ulrichs von Reuß vorgestellt worden war, begrüßte ihn das Oberhaupt des Schmalkaldischen Bundes aufs zuvorkommendste und wärmste. Früh am Morgen hatte ihn der Krüppel in sein Zelt bescheiden lassen, um von ihm Näheres über Ulrich zu erfahren. „Da ich nichts von ihm hörte, befürchtete ich, daß sie ihn hingerichtet haben.“

„Ich dachte, daß er bereits wieder bei Euer Hoheit eingetroffen sei,“ antwortete der Krüppel. „Ueberall auf dem Wege hierher habe ich Umfrage nach ihm gehalten, aber niemand konnte mir Bescheid geben.“

„Und Ihr, mein junger Herr, wollt Ihr Euch auch dem Schmalkaldischen Bund anschließen?“ forschte der ernste Mann.

„Ich kann Eurer Sache nur geringe Dienste leisten,“ gab der Krüppel zurück, indem er seine Augen niederschlug. „Euer Hoheit sehen, daß ich im Kampfe meinen Mann nicht stellen kann.“

„Ihr sollt bei mir bleiben,“ erwiderte der gute Kurfürst, indem er Orlando an seine Seite zog. „Ich habe einen Knaben in Eurem Alter, der mit seiner Mutter in Wittenberg weilt. Wenn ich je in Sicherheit dorthin zurückkehre — und Gott möge es schenken! — so sollt Ihr sein Gefährte sein.“

„Gerührt blickte Orlando zum Kurfürsten auf, der ihn auf die Stirn küßte.

Ein Soldat, mit dem leibhaftigen Schrecken im Gesicht, betrat das Zelt. „Der Kaiser!“ stotterte er, „er kreuzt die Elbe! Er und seine Truppen!“

„Das ist unmöglich!“ rief der Kurfürst aus, indem er aufsprang. „Der Fluß ist zu tief und es ist unmöglich, daß der Kaiser uns so nahe ist.“

„Und doch verhält sich's so!“ Während der Mann redete, stürzte ein anderer Bote herein. „Der Kaiser und seine Soldaten durchwaten die Elbe,“ rief er aus, „unsere Truppen am Flußufer haben Reißaus genommen.“

In einem Augenblick war das ganze Lager in Bewegung. Der Kurfürst, ein Mann der Tat, wenn angesichts der Gefahr, erteilte rasche Befehle bezüglich der Verteilung der Truppen. In einem nahe gelegenen Walde wurden die Scharen zusammen gezogen, als der Kaiser in glänzendem Harnisch, mit einer Lanze in der Hand, auf einem prächtigen spanischen Zelter in Sicht kam.

Es war ein trüber, bewölkter Morgen gewesen, aber gerade in diesem Moment brach die Sonne hervor und beleuchtete die unhaltbare Stellung des Kurfürsten. Der Herzog von Alba und Moritz von Sachsen führten die Truppen mit lauten Befehlen zum Kampfe an und die milde Aprilluft ertönte wieder von dem Geklirr der Waffen und dem Gestöhne der Sterbenden.

Orlando, der nicht wußte, was sonst zu tun, war an der Seite des Kurfürsten geblieben. Der letztere selbst wurde von einer auserlesenen Leibgarde zu Pferde beschützt. Sie setzten sich tapfer zur Wehr, doch ohne Erfolg. Bis in das Dickicht des Waldes verfolgt, mußte sich der Kurfürst ergeben und er wurde mit seinem Gefährten, dem Landgrafen von Hessen, vor den Kaiser geführt. Orlando, in all dieser Verwirrung vor Furcht zitternd und ganz allein — denn Giovanni hatte sich gleich zu Anfang feurig in den Kampf geworfen — folgte dem Kurfürsten, als dieser sich dem Kaiser näherte. Die Haltung des besiegten Führers war eine würdevolle. Der Kaiser stand im Bewußtsein seines Sieges auf dem Schlachtfeld und nahm die Glückwünsche seiner Offiziere entgegen. Als der Kurfürst sich ihm jedoch näherte, bedeutete er allen, sie allein zu lassen. Indem er sich tief verneigte, sagte der Besiegte: „Das Schicksal des Krieges hat mich zu Eurem Gefangenen gemacht, allergnädigster Kaiser, und ich hoffe, man behandelt —“

„Und so werde ich denn endlich als Kaiser anerkannt?“ unterbrach Karl der Fünfte ihn scharf. „Karl von Ghent war der einzige Titel, den Ihr mir neuerdings erlaubt habt. Ihr sollt nach Verdienst behandelt werden.“ Und er wandte sich bei diesen Worten an den Herzog von Alba.

„Der Liebling Eurer Majestät hat sich ja auch wieder gefunden,“ bemerkte der Herzog mit einem böswilligen Lächeln.

„Wen meint Ihr?“

„Den Krüppel, Orlando.“

Der Kaiser betrachtete die Truppe der Getreuen, die den gedemütigten Kurfürsten umstanden. Und richtig, da war der Krüppel, so ruhig, als ob er da zuhause gewesen wäre.

„Nehmt ihn mit den andern gefangen,“ befahl der Kaiser.

Alberto betrachtete ernstlich seinen Vetter und näherte sich dem Kaiser. „Ich glaube nicht, daß Orlando aus eigener Schuld unter den Truppen des Kurfürsten ist,“ sagte er in ehrerbietigem Tone. Seine Mutter, die über seine Handlungsweise in Nürnberg sehr aufgebracht war, verwies ihn des Hauses und er ritt aus der Stadt hinweg, ehe wir aufbrachen. Ich glaube jedoch nicht, daß es in seiner Absicht lag, Eurer Majestät Trotz zu bieten.“

Der Herzog von Alba hatte sich entfernt und der Kaiser wandte sich lächelnd an den Marquis. „Ich glaube, Du hast ein gut Teil Deines Herzens in Nürnberg zurückgelassen,“ sagte er in schalkhafter Weise. „Du brauchst nichts zu befürchten, Alberto, ich werde mit dem Sohn Deiner schönen Cousine nicht so schlimm verfahren. Ich liebe ihn zu sehr und bewundere seinen Mut, daß er dem Freund, der ihm einst eine Gefälligkeit erwiesen, zur Flucht verhalf. Du weißt indessen, daß der Herzog von Alba schlecht auf ihn zu sprechen ist. In meiner Hand ist er sicher und wird sich bald wieder als freier Vogel seiner Freiheit erfreuen können.“ Dankend verneigte sich der Marquis.

Karl löste indessen sein Versprechen nicht völlig ein. Fünf Jahre lang führte er den Kurfürsten und den Landgrafen von Hessen als Gefangene mit sich im Lande umher. Der Kaiser gewann Orlando so lieb, daß dieser sein beständiger Gesellschafter war und seine Majestät auf dessen Reisen sogar bis in die Niederlande begleitete. Dort hatte der Knabe, der jetzt schnell zum Mann heranreifte, Gelegenheit, mit den Leuten der Wissenschaft jener Zeit bekannt zu werden. Mit unermüdlichem Fleiß bereicherte er sein Wissen und wurde in den Jahren mit allen Sprachen vertraut, die in Europa gesprochen wurden. Bezüglich seiner religiösen Ansichten, machte ihm der Kaiser keinerlei Vorschriften und es wurde ihm erlaubt, in Gemeinschaft mit dem Kurfürsten von Sachsen der Predigt eines alten lutherischen Geistlichen zu lauschen u. täglich in seinem Testament zu forschen. Langsam verstrichen die fünf Jahre. Orlande hatte kein Wort von seiner Mutter gehört, deren schönes Bild immer in seinem Herzen stand. Ulrich blieb wie verschwunden von

Fortsetzung auf S. 18.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an
C. B. Wiens, Editor,
SCOTTDALE, PA
U. S. A.

21. August 1912.

Editorielles.

— P. C. Ratzlaff früher wohnhaft in Carlsbad, New Mex., schreibt jetzt, daß seine neue Adresse Buhler, Kans., Route 2, Box 27 ist.

— Ein Anhänger der Russel-Lehre war am letzten Sonntag hier in Scottdale, um die Leute von dem Glauben an die Hölle zu befreien und ihnen die angenehme Botschaft zu verkündigen, daß es für die Gottlosen nach dem Tode noch eine Gelegenheit gäbe, das Heil ihrer Seele zu schaffen. Welchen Erfolg er in seiner Arbeit hier gehabt hat, haben wir nicht erfahren, doch wäre es kein Wunder, wenn diese Lehre manchen gefallen hätte. Doch die Hölle wird durch solche Lehren nicht weggetan und die zweite Gelegenheit für die Gottlosen nicht geschaffen, und trotz der schönsten Auslegung und Darstellung ist ihre Lehre wider die Lehre Christi.

— Nicht nur in Europa und in den von uns entfernter liegenden Teilen Amerikas beschäftigt man sich mit der Frage, ob der Frau die Gleichberechtigung mit dem Manne zukomme oder nicht, sondern diese Bewegung hat weit um sich gegriffen, sodaß selbst einige unserer Leser nicht umhin konnten, ihre Meinung darüber hören zu lassen.

Es scheint fast — nach dem Gebahren einiger Zeitungen zu urteilen —, als ob die ganze Menschheit sich in zwei großen Lagern gegenüberliege; auf der einen Seite die Männer um ihr „gutes angestammtes Recht", die Oberherrschaft zu schützen, und auf der andern Seite die Frauen, um ihr „von den Männern zu Boden getretenes" und von dem eigenen Geschlecht früherer Zeit „schimpflich vernachlässigtes" Recht, die Gleichberechtigung mit dem Manne, endlich auf die Beine zu helfen. So ganz beteiligt sich denn bis heute doch noch nicht die ganze Welt an diesem Kampf und die Linie, welche die beiden Geschlechter trennt, geht keineswegs schnurgerade zwischen beide Geschlechter hindurch, sondern schlängelt sich, hier Männer auf der Seite der Frauen, und dort Frauen auf der Seite der Männer lassend. Man würde weit fehlen, wollte man glauben, daß an dieser Bewegung nur Frauen beteiligt seien. Manche Männer haben ihre Stimme dabei; einige vielleicht aus guter Meinung, andere wahrscheinlich um irgend eines Gewinnes willen.

Für Christen dürfte die Gefahr, in diesen Kampf gezogen zu werden, eigentlich nicht sehr groß sein, wenn sie sich nur die Bibel zur Richtschnur nehmen wollten. — Wahre Christen werden das tun. Sie werden auf beiden Seiten in der Heiligen Schrift nicht nur ihre Rechte, sondern auch ihre Pflichten sehen und sich ebenso bemühen, diese zu erfüllen, wie sie besorgt sind, sich jene zu erhalten.

Gewöhnlich werden die Worte Pauli, die dem Weibe das öffentliche Auftreten verbieten, wider die Befürworter der Frauenbewegung angewendet. Paulus hat das Gebot ausgesprochen und keiner der anderen Apostel hat etwas dagegen eingewendet; folglich nehmen wir an, es erschien ihnen dies eine ganz selbstverständliche Regel, und doch gab es zu jeder Zeit Ausnahmen und zwar mit Billigung von Gottes Seite. Auch zur Zeit Pauli gab es solche Ausnahmen, und der Apostel hatte nicht nur nichts dawider zu sagen, sondern er fand sie augenscheinlich ganz natürlich. Daß es solche Ausnahmen noch heute und auch in Zukunft geben wird, ist sicher, und es wäre töricht, sich dawider zu setzen; aber Ausnahmen sind nicht die Regel und wir dürfen sie nicht zu Regel erheben.

Wie der Mann seine Rechte und Pflichten hat, so hat sie auch die Frau; doch sind die ihren von denen des Mannes verschieden ohne jedoch denselben zuwider zu laufen. Gott, der Herr, hat es vielmehr so geordnet, daß sie sich gegenseitig unterstützen und ergänzen.

Man wirft den Frauen vielfach vor, daß sie sich in die Berufe des Mannes eindrängen und ihn um den Verdienst bringen; dabei vergißt man aber, daß seit langer Zeit schon die Männer den Frauen ihren ärmlichen Verdienst durch leichtere Handarbeit im Hause dadurch abnahmen, daß sie diese Arbeiten mittelst Maschinen weit billiger herstellen ließen.

Da nun den Frauen diese Art von Verdienst genommen wurde, haben sie sich nach anderer Beschäftigung umgesehen und teilweise gefunden. Jetzt will man sie nicht zu verantwortlichen Posten zulassen, weil sie denselben nicht gewachsen sein sollen. Ueber die geistigen Fähigkeiten der Frau wollen wir vorsichtshalber nicht urteilen, und mancher, der es getan hat, hätte es besser unterlassen. Die Frau im allgemeinen hat noch nicht Zeit und Gelegenheit gehabt, ihre Kräfte und Fähigkeiten auf diesem Gebiet zu üben. Und den Fällen, wo Frauen auf diesem Gebiete Mißgeschick hatten, könnte man unzählige Fälle gegenüberstellen, wo es Männern trotz ihrer vermeintlichen Ueberlegenheit nichts besser erging.

Wenn der Mann dem Weibe gegenüber treulich erfüllen würde, was Paulus von christlichen Männern fordert, dann würden die Frauen die sie betreffenden Vorschriften desselben Apostels viel annehmbarer finden und man stände der Lösung der schwierigen Frage um ein gutes Stück näher.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Jacob Enns, Rosenort, Manitoba, berichtet am 6. August: „Wir haben durch den Regen Hindernisse und Verspätung mit der Heuernte. Die Ernteaussichten sind sonst gut, doch hatten wir vor einer Woche viel Sturm mit Hagel, welcher einigen Farmern schon beinahe die Hälfte der Ernte vernichtet hat; auch hat der Sturm einige kleine Speicher ganz weggeblasen und zertrümmert; auch mehrere Heugestelle hat er weitergestellt und zerschlagen."

Abram Dörksen, Grünthal, Manitoba, berichtet den 1. August: „Wir sind jetzt sehr mit Heumachen beschäftigt Die Heuernte fällt auf manchen Stellen sehr knapp aus. Die Aussichten auf die Getreideernte sind auch sehr verschieden, denn es war eine zeitlang sehr warm und trocken, dann verbrannte es stellenweise auf dem hohen Lande. Das Thermometer stieg bis zu 100 Gr. Fahrenheit. Dagegen konnte das Getreide nicht stehen. Aber jetzt ist es naß und kühl. Noch einen Gruß an alle Leser."

Dav. Koop, Schrag, Washington, schreibt am 6. August: „Ich muß meinen Freunden wieder einmal ein Lebenszeichen von uns geben und wünsche von ihnen auch ein solches zu erhalten, einerlei von wem, brieflich oder durch die Rundschau. Ich lasse sie wissen, daß ich immer noch Witwer bin. Es bleibt noch immer nichts zum Reisen übrig, und es muß noch gehen darohne. Durch das heiße Wetter im halben Juni ist die Ernte sehr beschädigt worden. Damals waren die Aussichten sehr gut. Es ist mehr No. 2 und Nummer drei Weizen, als Nummer eins. In Liebe grüßend, David Koop, Schrag, Adams Co., Wash."

Sarah Giesbrecht, Hague, Sask., berichtet am 31. Juli: „Neulich war in unserer Nähe Hochzeit. Die Glücklichen waren Susie Reddekop und Johann D. Döll. Ob sie die Rundschau als Geschenk erhalten? Ihre Adresse ist: P. O. Hague, Johann D. Döll. (Wir sind bereit, die Mennonitische Rundschau jedem neuen Ehepaar, welches es wünscht, auf ein Jahr unentgeltlich zu liefern. Ed.) Gestern wurde die liebe Schwester Kornelius Schmor zur Grabesruhe getragen. Am Grabe sprach Br. Peter Nickel noch Trostworte. Auch unser Gebet und Wunsch ist es, daß der Herr die Betroffenen trösten und ihnen beistehen möge. — Von viel Krankheit ist nicht zu berichten. Wir sind, dem Herrn sei Dank, schön gesund. Weiter ist noch zu berichten, daß morgen wieder Verlobung ist, und Sonntag hier ein Sängerfest stattfindet. — Grüßend, S. und Gerhard G."

Helena Wiebe, Dallas, Oreg., berichtet den 3. August: „Wir wohnen jetzt in Oregon, früher wohnten wir in Menno, Kans. Das Wetter ist sehr schön. Es hat kürzlich geregnet. Liebe Freundin Martha Schröder, ich las deinen Bericht und war froh, von dir zu hören; warum schreibst du nicht an mich? Ich schrieb an dich, hast du den Brief nicht erhalten? Wir haben uns schon ein Pferd und eine Kuh gekauft. Das Obst ist schon reif. Wir haben schon Aepfel und Birnen gegessen. Die frühen Pflaumen sind auch schon reif. Die Aepfelbäume sind so voll Aepfel, daß die Aeste abbrechen. Kirschen waren auch sehr viel und sehr große."

P. A. Mantler, Dalmeny, Sask., schreibt am 3. August: „Wenn man so liest, daß im Süden schon gedroschen wird, und sieht, daß hier noch alles so grün ist, dazu heute das Wetter noch so kühl ist, dann denkt man, wie wird das noch alles wieder reif werden. Die Kartoffeln sind in voller Blüte. In den Gärten sieht es schön aus. Das durch den Hagel Beschädigte, hat sich schon über Verstehen erholt. Der Weizen fängt an, seine Farbe etwas zu ändern. Wir sind jetzt in der Heuernte. Der Tod hält hier auch Ernte. Es wird einer nach dem andern abgerufen. Möchten wir doch recht gute Saat säen, um auch einst Gutes zu ernten, und das ohne Aufhören. — Wir sind so ziemlich gesund. Eltern, Geschwister und Freunde grüßend, P. A. M."

Heinrich Neudorf, Kronsthal, Manitoba, schreibt den 8. Aug.: „Lieber Schwager Jakob Niebuhr, du frägst in deinem Berichte in No. 32 der Rundschau nach der Verwandtschaft von deiner Seite, die ich aber nicht kenne; aber nach der Verwandtschaft deiner Frau, die ich kenne, frägst du nicht. Meine verstorbene Frau und deine Frau waren Schwestern. Also ist deine Frau doch rechte Tante über meine Kinder. Wie habe ich mich gefreut, daß du uns doch auch erwähnt hast, weil wir doch alle in Amerika sind — daß du uns ganz vergessen hast, kann ich doch nicht glauben, weil wir so viel zusammen gewesen sind. Ich habe den letzten Brief an euch geschrieben aber keine Antwort bekommen. Nun mit einmal las ich deinen Bericht in der Rundschau und habe mich recht gefreut. — Wenn es auch nicht an uns war, aber gefreut habe ich mich doch darüber. Ich bin auch ein Rundschauleser und suche erst immer etwas aus Rußland zu lesen. Ich hoffe, der Editor wird mein Schreiben auch nach Rußland schicken, damit doch der Schwager es erfahre, daß ich noch am Leben bin und mich wieder verheiratet habe, nämlich mit Witwe Jacob Niestäter, welche Maria Buhler, Abram Buhlers Tochter aus Neuendorf, Rußland, ist."

Adreßveränderungen.

J. E. Bergen, Dinuba, Calif., jetzt Reedley, Calif., Route No. 3, Box 40.

P. F. Friesen, Meade, Kans jetzt Dallas, Oreg.

Bekanntmachung.

Lieber Bruder!

Es wird hiermit bekannt gemacht, daß eine allgemeine Schulversammlung den 16. August 1 Uhr nachmittag in der Kirche zu Rosthern stattfinden wird. Sie und Schulfreunde sind hierzu herzlich eingeladen zu kommen.

Freundlich grüßend,

F. F. Siemens,
Schreiber-Schatzmeister.

Todesanzeige.

Herr Gott, mein Heiland, ich schreie Tag und Nacht vor Dir. Laß mein Gebet vor dich kommen, neige deine Ohren zu meinem Geschrei. Ps. 88, 2. 3.

So ging es mir in den Tagen, als mein innig geliebter Mann von meiner Seite genommen wurde, und so plötzlich, daß ich es nicht verstehen kann, warum so. O was für ein Schmerz, wenn ein Ehepaar auseinandergerissen wird! Wie wehe das tut, kann nur der fühlen, der es erfahren hat.

Jetzt will ich noch berichten, wie es sich zutrug. Es war an meinem Geburtstage, den 23. Juni, Sonntag nachmittag. Er sprach schon des Morgens, daß er wollte gehen sich baden, und kurz vor Mittag sagte er wieder zu meinem Bruder: Komm, wollen gehen und baden. Ich sagte: Wir wollen gleich essen, jetzt geht nicht, sonst wird es wieder alles so spät.

„Ist gut," sagte er, „dann gehen wir nachmittag."

Zur Morgenandacht lasen wir den Psl.: „Lobet den Herrn!" und dann sangen wir das Lied: „So lang' mein Jesus lebt."

Gegen Mittag spielte er noch mit unserem Söhnchen Jakob und sagte: „So habe ich noch nicht mit dir gespielt," und herzte ihn. Dann war es, als er zu meinem Bruder sagt: Komm, wollen gehen, uns baden! und ich ihm sagte: Jetzt sollt ihr nicht. Während des Mittagessens haben wir noch mehreres gesprochen, und er sagte unter anderem: Wenn wir unsern Sterbenstag auch so anschreiben könnten wie den Geburtstag! Ich sagte: Das würde nicht gut sein. Er sagte dies in Bezug auf meinen Geburtstag, den wir gerade feierten. Ich sagte dann zu ihm: Jakob, du sollst dich nicht gleich jetzt baden; mit einmal geschieht dir noch ein Unglück. Dann ging er und mein Bruder mit seiner Frau hinaus und saßen da und erzählten sich, während ich das Mittag wegräumte. Als ich damit fertig war, kam er noch zu mir herein und begrüßte mich zu meinem Geburtstage und sagte: Ich wünsche dir viel Glück und Segen in deinem neuen Jahr, und der Herr möchte uns segnen und geben, daß wir noch lange zusammen leben! Ich dankte ihm für den Glückwunsch, und er ging wieder hinaus. Dann gingen sie beide ab, mein lieber Jakob und mein Bruder. Und was geschahe? Um fünf Minuten oder etwas mehr kommt mein Bruder und schreit: „Hamm ertrinkt!"

O, wie habe ich zu Gott geschrien, Gott sollte sich erbarmen über mich und mir meinen lieben Jakob noch lassen; aber es war vorbei. Als wir ihn fanden, war er tot. Wir fanden ihn um Sonnenuntergang.

Wir haben kein Wort mehr zusammen gesprochen. So wie der Doktor sagt, dann ist er an Herzschlag gestorben. Ich glaube es auch, weil er einen Herzfehler hatte, und Wasser hatte er keins bei sich.

Es tut mir so wehe, daß es noch gerade im Wasser hat geschehen müssen, auf unserer Farm, nicht weit vom Hause. Wenn ich das Wasser sehe, dann ist mir, als ob mein Herz brechen muß. Es ist so schwer, ich kann's nicht aussprechen, wie mir zu Mute ist. Wenn der Herr mir nicht beigestanden hätte, dann wäre ich vergangen in meinem Schmerz.

Wir waren jetzt voll Hoffnung, daß es uns hier in Amerika noch einmal gut gehen werde. Wir kamen voriges Jahr von Rußland nach Canada. Die Reise hat gut gegangen und wir sind glücklich über den großen Ozean gekommen, und hier in dem kleinen Wasser, mußte er sein Leben lassen.

Wir sind im Jahre 1911 von der Molotschna in Südrußland ausgewandert. — Mein Mann ist in Neukirch geboren. Er ist alt geworden 23 Jahre und drei Monate. Ich bin Maria Böse von Schönsee. Wir waren erst zwei Jahre verheiratet.

Mein lieber Jakob hinterließ mich und ein Kind in dem fremden Lande, wo ich ihm nachtraure! Wie einsam und verlassen fühlt man sich! O, wie schwer ist es, aber der Herr weiß, warum er es so geführt und mich in solche Trauer versetzt hat.

So grüße ich alle Rundschauleser und wünsche, der Herr möchte einen jeden vor Unglück bewahren. Er gebe Gnade, daß wir zu jeder Stunde bereit sein möchten, denn wir wissen nicht, wie lange unsere Gnadenzeit hier auf Erden währen mag. Wer also den Herrn noch nicht angenommen hat, der möchte es jetzt tun, weil es noch Zeit ist; morgen mag es zu spät sein.

So schließe ich, und bitte, meiner in meiner Trübsal zu gedenken, und grüße alle Freunde und Bekannten in Amerika und Rußland.

Frau Mar. J. Hamm.

Aberdeen, Sask.

Ein merkwürdiges Ereignis.

Pastor O. Funcke in Bremen erzählt, in seinem Buche „Reisegedanken und Gedankenreisen" folgende ernste Begebenheit.

Er hatte vor drei Jahren in einer der Vorstädte einen Besuch gemacht und eilte abends spät schnellen Schrittes durch die menschenleeren Straßen heimwärts. Eben war er an einer Stelle angekommen, wo damals nur kleine armselige Hütten standen, als es für ihn einen ganz unerwarteten Aufenthalt gab. Nicht, daß Straßenräuber ihn angefallen hätten, oder daß er gestolpert oder gefallen wäre. Nein, es gab einen Aufenthalt, der ganz von innen herauskommandiert wurde. Eine innere Stimme sprach nämlich sehr deutlich zu ihm: „Du sollst in dies kleine Häuschen gehen, in welchem noch Licht brennt!" Wie unbequem kam ihm diese Mahnung. Es war schon so spät und daheim erwartet ihn

seine junge Frau gewiß schon lange mit Angst und Sehnsucht. Dazu war er sehr müde. Und konnte diese Stimme auch nicht bloß Täuschung u. Einbildung sein? Er ging weiter und suchte sich damit zu beruhigen, daß er ja die Leute, die da wohnen, gar nicht kenne. „Was würden die wohl sagen," dachte er, „wenn ich plötzlich und ungerufen bei ihnen erscheine!" Aber es half nichts, mächtig und mächtiger wurde der Drang; er mußte umkehren.

Die Haustür war nur angelehnt, und niemand konnte hören, daß er eintrat, zumal, da es in dem winzigen Wohnzimmer, dessen Tür halb offen stand, laut brüllende Kinder gab. Die saßen und knieten um die Muter her und schrien fast leidenschaftlich: „Mutter, wir wollen aber essen! Mutter, Mutter, gib uns Brot!" Die Mutter, eine große, stattliche Frau saß da, bleich und abgehärmt, das Auge voll Tränen. Sie hielt sich wie eine Verzweifelte die Ohren zu und rief: „O, Gott, im Himmel, wie kannst du das ansehen? O, Gott, hilf doch den armen Kindern! O Gott, bald glaub ich, du könntest nicht mehr hören!" In diesem Augenblick trat der Pastor ins Zimmer, legte seine Hand auf die Schultern der Frau und sagte mit lauter Stimme: „Doch, liebe Frau, Gott kann noch hören! Er hat auch Sie gehört, und er hat mich geschickt; noch in dieser Stunde sollen Sie und Ihre Kinder satt werden."

Mutter und Kinder waren starr vor Staunen. Sie schauten den Mann an wie die Träumenden.

Aber jetzt galt es zunächst die Hungrigen zu speisen. Der Pastor und die Frau nahmen also den größten Korb, der aufzutreiben war, zwischen sich und besuchten nach einander den Bäcker, den Metzger, den Krämer und den Milchhändler. Die Kinder trotteten natürlich mit u. bekamen gleich beim Bäcker etwas zum ersten Anbiß. Hei, das war eine fröhliche Fahrt!

Auf dem Wege erzählte die Frau, daß sie erst seit kurzem so arm geworden sei. Ihr Mann, ein Omnibuskutscher, habe dann und wann leider etwas über den Durst getrunken. Plötzlich sei er wegen einer Verfehlung abgesetzt worden; das hab er sich so zu Herzen genommen, daß er zuerst sich selbst ums Leben bringen wollte. Darauf sei er fortgelaufen und sie wisse nicht, wohin.

Die gute Frau Pastor aber mußte an diesem Abend noch lange auf ihren Mann warten, denn er konnte sich von den lustig essenden Kindern gar nicht trennen. Natürlich sagte er ihnen und ihrer Mutter dabei manch gutes, herzliches Wort, das nun gar willig angenommen wurde. Die Kinder sagten: „Wir haben doch 'nen fixen Herrgott!"

Für die Leut wurde nun aber weiter gesorgt. Es war aber nicht lange nötig; denn der Hausvater stellte sich reumütig wieder ein. Durch die Bemühungen des Pastors fand er bald geeignete Arbeit, was ihn so freute, daß er dem Schnaps ewige Fehde schwur und es auch hielt. Die Frau hat von jener Nacht an wieder mehr und mit größerer Zuversicht gebetet, und aus den Kindern sind brave und gottesfürchtige Leute geworden.

Mission.

Lohnt es sich?

Sieben Monate sind verflossen seit meinem ersten Besuch in Jejen. Die Folgen jenes Besuches waren, daß wir Mekial Khoja (Lehrer) hinsandten, der einer unsrer Waisenknaben ist.

Glänzende Nachrichten von seinem Erfolg kamen von Zeit zu Zeit von dort, bis wir uns gedrungen fühlten, die Sache zu untersuchen, ob nicht vieles übertrieben sei. Sehr befriedigt war mein Besuch dort am ersten Juni. Sobald wir das Dorf erreicht hatten, umgaben uns die Leute und hießen uns herzlich willkommen. Bald wurden wir mit saurer Milch (dicke?) und türkischem Kaffee bedient und wurden Pläne gemacht für den Nachmittag.

Es war ein hoher Tag für Jejen und wenige gingen aufs Land an die Arbeit. Vater und Mutter waren voll Erwartung für den Nachmittag. Sollten doch zum ersten Mal in ihrem Leben ihre Kinder zeigen, was sie gelernt hatten.

Die ersten zwei Stunden brachten wir zu in dem kleinen Schulzimmer, welches bis auf den letzten Platz gefüllt war. Es war merkwürdig, daß die Kinder in den sieben Monaten einen zweijährigen Kurs überwältigt hatten und bei der Prüfung fast keine Fehler machten. Als wir unsrer Ueberraschung darüber Ausdruck gaben, erklärte uns Mekial Khoja, der Eifer der Leute, etwas zu lernen, sei so groß gewesen, daß er genötigt war, morgens die Schule um sechs Uhr zu öffnen und abends erst um neun Uhr zu schließen.

Am Nachmittage sollten wir das Programm anhören, aber wo? Das kleine Stübchen, das wir für die Schule gemietet hatten, war viel zu klein, die Leute zu fassen. So gingen wir aufs grüne Feld neben dem Dorfe. Bald saßen alle Dorfsleute auf dem Grase und lauschten ein und eine halbe Stunde lang ihren Söhnen zu. Es war köstlich, die Freude der Leute zu beobachten — einige legten die Hände auf die Brust und schauten nach oben, als wollten sie Gott danken für den Segen, während andere beständig bejahend mit dem Kopfe nickten.

Als wir uns bereit machten zur Abreise, kamen viele zu uns und baten uns, sie ja fürs nächste Jahr nicht zu vergessen. Doch wir sind davon überzeugt, es kommt auf euch im Heimatlande an, diese Arbeit fortzusetzen.

Wir haben eine herrliche Gelegenheit, diesen Leuten das Evangelium zu bringen durch die Schule und auch jeweilige Sonntagsbesuche — sollen wir sie fahren lassen?

Schließend beantworte ich ohne Verzug die obige Frage — „Ja, es lohnt sich!"

Euer für die Förderung seines Reiches,

Thomas Ford Barker.

Everek, Develou, Turkey.

Nach Canada und zurück.

Reisebericht von P. A. Wiebe, Lehigh, Kan.

Weil auf der vorletzten Konferenz zu Springfield Kansas, die nächste Konferenz durch Abstimmung nach Canada bestimmt wurde, und zwar nahe bei Waldheim und wir längst die Einladung erhalten hatten, daß sie durch ein Missions- und Einsegnungsfest am 9. Juni eröffnet werden sollte, so reisten wir am 3. Juni 11 Uhr vormittags im Auftrage der Gemeinde von Canton ab. Wir kamen fünf Uhr abends in Kansas - City an, wo wir am nächsten Vormittag mit dem Agent W. H. Rogers, 125 West, Ninth Str., unsere Reise weiter ordneten und die Tickets kauften von Kansas City bis Waldheim, Canada, zu $37.80.

Am 4. Juni 1 Uhr nachmittag bestiegen wir den Zug. Wir waren von Kansas 10 Reisegefährten. Auch Geschwister Daniel Siemens von Kansas, die gerade hier in Kansas auf Besuch waren, schlossen sich unserm Zuge an, um auch ihre Freunde in Saskatchewan zu besuchen. Vor Abend hatten wir noch eine angenehme Ueberraschung. Unser Zug, dem wir uns anvertraut hatten, ging anstatt nordwestlich noch immer dem Osten zu und unsere Tochter Elise, die nach fast dreijähriger Krankenpflege mit uns eine Erholungsreise unternommen hatte, kam zu mir und sagte: „Ich habe auf der Karte gesehen, wir kommen noch vor Abend durch die Stadt Kirksville, wo die große Heilanstalt ist und wo auch unsere Kinder Jakob B. Wieben seit einem Jahre sind, um für Justina, die an mehreren Gliedern gelähmt ist, nur bei Krücken gehen kann, Hilfe und Heilung zu suchen. Wir schickten bei der nächsten Station eine Depesche an Jakob ab, daß wir erwarteten, ihn am Bahnhof zu treffen. Und wirklich! als wir in Kirksville ankamen, stand er auf der Plattform. Er kam in den Zug, begrüßte uns alle und lud uns ein, auszusteigen und zu übernachten, er habe ein Haus mit zehn Stuben reserviert. Doch die Zeit erlaubte es uns auf der Hinreise nicht; wir versprachen, es aber auf der Rückreise zu tun, und mußten es jetzt mit einer kurzen angenehmen Unterhaltung bewenden lassen. O wie wohl tut es, einen lieben Sohn nach langer Trennung wiederzusehen!

Unser Zug wandte sich bald dem Norden zu, und ohne Aufenthalt ging es Tag und Nacht fort, unsren Bestimmungsort zu erreichen. Am 5. kamen wir zehn Uhr vormittag bis St. Paul, trafen da im Union Depot mehrere liebe Geschwister von Süd-Dakota. Freudig begrüßten wir uns, doch obzwar wir genau einem Ziele zusteuerten, zeigten unsere Fahrkarten, daß wir nicht zusammen reisen konnten; denn ihre Tickets waren über Winnipeg, Manitoba und unsere über Süd- und North Portal, N. D. Wir bestiegen da die „Soo" Linie und fuhren direkt nordwestlich, der canadischen Grenze zu. Am 6. früh morgens kamen wir bei Portal an der Grenze von Canada an. Zwei Städte mit gleichen Namen liegen da neben einander, eine in N. Dakota und eine in Canada. Unser Gepäck wurde

da untersucht. Nach unserem Wohin und Woher wurden wir auch gefragt. Zufuß gingen wir dann nach dem anderen Bahnhof. Ein Zementpfeiler zeigte genau die Grenze zwischen diesen beiden großen Reiche — Canada und die Vereinigten Staaten — und mit dem Vorbeischreiten haben wir den Boden von Canada betreten. Es geht an ein Drängen, Umladen und Ticketskaufen, daß mancher fast nervös wird. Auf unsre Zeugnisse, die uns in Kansas-City ausgestellt wurden, bekamen wir neue Fahrkarten, und nach kurzem Aufenthalt setzte sich unser Zug wieder in Bewegung.

Die Sonne stieg höher, und ich sahe mit einmal, wie einer der Passagiere vor mir nach einem Insekt schlug, welches unseren Mücken ähnlich sahe, jedoch bedeutend größer war. Es muß ein unangenehmes Gefühl verursacht haben, weil er um sich schlug. Ich fing an zu denken: Wir sind nun in der schlimmsten Zeit in Canada eingerückt, wie werden wir mit den Mücken fertig werden! Hier und da sahe man, daß in den Fenzen planmäßig Rauch gemacht war, und das Vieh darin Schutz suchte. Doch die fruchtbaren Felder, Dreschmaschinen, die noch tätig waren, vorigjährigen Weizen zu dreschen, Dampfpflüge, die noch große Streifen Prärie aufbrachen, verscheuchten alle trüben Gedanken. Man sahe auch schöne Felder Flachs vom vorigen Jahre, die wohl wegen Mangel an Zeit nicht geerntet waren, und nun angezündet wurden, um das fruchtbare Land mit neuer Saat zu besäen. Wir sahen sogar noch Felder mit Weizengarben, wie sie vom Binder abgeworfen worden waren, und nun, da sie so im Winter gelegen, kaum wert gehalten wurden, aufzuheben. O, hätte man sie nach den trockenen Gegenden wünschen können, wie schön würden sie da aufgehoben worden sein.

So durchreisten wir Städte und schöne Ansiedlungen, bis unser Zug mittags in die große Stadt Mustscha einläuft. Da stiegen wir aus, welches uns auch willkommen war; denn es mahnte uns wohl alle, wenn möglich ruhig eine Mahlzeit einzunehmen. Im Gedränge war einer Frau ihr Geld gestohlen worden, und sie weinte vor Herzeleid. Es wurde auch bald ein Mann, welcher der Täter sein sollte, niedergeworfen und ins Gefängnis abgeführt. Von da nahmen wir den Zug bis Regina, wo wir wieder mit den Dakota-Geschwistern zusammentrafen. Von da reisten wir ein Uhr nachts ab und kamen morgens bis früh bis Saskatoon. Da hatten wir noch sechs Stunden zu warten und Gelegenheit, die Stadt und den Saskatchewanfluß zu sehen. Ich war vor fünf Jahren dort und es nahm mich wunder, wie die Stadt in der Zeit so groß und glänzend geworden war. Ich wußte, daß zehn Meilen ab schon mehrere Geschwister wohnten, obzwar wir noch fünfzig Meilen von Waldheim entfernt waren; doch per Phon konnten wir uns schon anmelden.

Zwei Uhr nachmittags bestiegen wir den Zug, der uns zu unserem Bestimmungsort brachte. In Hepburn stiegen schon einige von unsern Reisegefährten aus, und ich wurde freudig überrascht von dem lieben Bruder J. J. Dirksen, mit dem ich vor sieben Jahren so viel Segen in der Rettungsarbeit haben durfte. 5 Uhr abends, am 7. Juni, sagte der Schaffner: Waldheim! Der Zug hielt an und mit einem Dankgefühl gegen Gott für seine gnädige Führung, stiegen wir aus, wo so viele liebe Geschwister unser warteten. Auch hier sah ich eine große Veränderung. Wo vor fünf Jahren, als ich das letzte Mal hier war, wir durch den Wald fuhren,, um nach der nächsten Station Rosthern zu kommen, hat nun eine neue Bahn, zwölf Meilen näher, diesen Wald durchschnitten. Eine neue, schöne Stadt ist angelegt, und die trägt den uns Einwanderern sehr bekannten Namen Waldheim. Ja, sie ist im Walde angelegt und sieht im Sommer, wenn alles so im üppigen Grün dasteht, recht romantisch aus.

Auch den lieben Vater Welk, der früher in Kansas und dann auch schon in California wohnte, durften wir hier begrüßen. Er hat hier in Waldheim ein einträgliches Geschäft und fühlt sich wohl. Doch es war Zeit, daß sich unsere Fuhrwerke in Bewegung setzten, um noch vor Abend einen jeden in die Herberge zu bringen, um nach einer viertägigen Reise auszuruhen.

Ich fuhr mit Br. H. A. Goosßen, welcher mich vor sieben Jahren die erste Nacht beherbergte. Wir teilten uns noch manche wichtige Erfahrung aus jener Zeit mit, u. wie glücklich fühlten wir uns, die liebe Familie zu begrüßen, die jetzt alle gerettet waren, außer die beiden jüngsten Kinder. Wie erinnert es uns an das Endzeil unserer Reise durch dieses Leben. Dies hier im Mesechslande war nun erreicht. Man fühlt sich so glücklich im Wiedersehen und Ausruhen. O, wie viel wichtiger wird es sein, „wenn wir den letzten Staub von unsern Füßen, den letzten Schweiß vom Angesicht gewischt, Und in der Nähe sehen und Begrüßen, Was oft den Mut im Pilgerthal erfrischt.“

Für ein schönes Abendbrot hatten die lieben Schwestern gesorgt. Dann, nach einer wichtigen Unterhaltung von den Führungen Gottes und Gebet, wurde mir oben meine Stube und Bett angewiesen, wo ich vor 7 Jahren manche Nacht geruht hatte, und wo mir der Herr so nahe gekommen war.

Am nächsten Tag, den 8., kamen noch mehrere Geschwister von Saskatoon. Nachmittags traten die Delegaten zusammen u. alles wurde zur Konferenz geordnet. Währenddem wurde ein neues Zelt in der Nähe errichtet, welches an den Festtagen die Festgäste aufnehmen sollten. Am 9. des Morgens kamen Festgäste aus allen Richtungen, und in dem großen neuen Zelt sammelte sich die erste Gebetsversammlung. Der Herr war uns fühlbar nahe. Ich hoffe, daß von den Festtagen sonst noch jemand berichten wird, und will nur kurz erwähnen daß Vormittag die Wichtigkeit der Mission von mehreren Brüdern ernst geschildert wurde, und daß wir unter andern auch die lieben Geschwister H. Bartels, Schw. P. Balzer in China und auch Bruder Fr. Hein, Africa, mit Gebet und Gaben unterstützen wollen.

Die Nachmittagsstunden wurden wohl für die Geschwister Nickels besonders wichtig, weil der liebe Bruder zu dem wichtigen Amt als Gemeindediakon eingesegnet wurde. Am nächsten Tage meldeten sich sein Sohn und Bruder, die noch beide Jünglinge sind, zum Dienst in der Mission. Auch von Schwester A. Schmidt, Tobias Schmidten Tochter, die sich für die Mission vorbereitet, wurde ein schöner Brief vorgelesen. Die Konferenztage verliefen im Segen u. manches konnte in Liebe geordnet werden, wovon noch in einem gedruckten Heft Bericht gegeben wird.

Anschließend hatten wir noch Bibellesen über Ausschluß und über das Kommen Jesu. Dann fuhren wir noch drei Fuhrwerke mit Besuchern nach dem sechs Meilen entfernten Duchoborzen- oder Russendorf. Wir mußten über den Fluß, wo wir nach alter Weise auf einer schwimmenden Plattform, die mit zwei großen Ringen an einem von Ufer zu Ufer gespannten schweren Draht befestigt war, durch die Geschicklichkeit eines Russen und durch die Kraft der Strömung hinübergebracht wurden.

Gleich nachdem wir das Ufer erstiegen hatten, lag vor uns das erste, ganz nach russischem Stil angelegte Russendorf. Auf einem Hof, wo wir anhielten, wurde gerade ein Haus, nach innen und außen gepflastert. Der dazu verwendete Mörtel war nur von gewöhnlicher Erde von den Frauen mit Füßen getreten. Auch die ganze Arbeit wurde nur von den Frauen getan und von Männern beaufsichtigt. Mir gefiel das nicht. Obzwar dies Volk sehr religiös zu sein scheint, so zeigt sich doch, daß es zuviel von der despotischen Herrschaft in Rußland mitgebracht hat. Der Mann zeigte uns seinen Speicher voll Weizen, der allein schon davon zeugte, daß er reich genug war, sich ein Haus bauen zu lassen, ohne daß die armen Frauen zu so einer schweren Arbeit herabgewürdigt wurden.

Fortsetzung folgt.

„Was gisch mer, wenn i kum?“

„Kum use!“ rief einmal eine schweizerische Mutter vom dritten Stockwerk hinab ihrem auf der Straße spielenden, vielversprechenden Sprößling zu. „Was gisch mer, wenn i kum?“ war die diplomatische Antwort. „Fünf Satine.“ So billig wollte aber der kleine Diplomat seinen Gehorsam nicht verkaufen. „Went mer zäche (zehn) gisch, so kum i.“ — Man braucht kein Prophet zu sein, auch nicht viel Erfahrung in der Kinderziehung gesammelt zu haben, um es dieser Mutter zu weissagen, daß sie auf dem besten Wege ist, sich ein schweres Hauskreuz aufzuziehen. Auch hier heißt es: „Was der Mensch sät, das wird er ernten.“ Gewöhne dein Kind an unbedingten Gehorsam, der keine „zäche Satine“ noch ein Stück Schokolade fordert. — Gemeindeblatt.

Erhaltet die Säuglinge!

Gesundheitsdepartment des Staats Pennsylvania.

Regeln, welche bei der Pflege und Behandlung von kleinen Kindern während des Sommers befolgt werden sollten.

Das heiße Wetter dieser Jahreszeit ist äußerst gefährlich für das Leben von Säuglingen und kleinen Kindern, nicht nur wegen der niederdrückenden Wirkung hoher atmosphärischer Temperatur im allgemeinen, sondern mehr insbesondere wegen der Wirkung der heißen Witterung auf alle leicht verderbenden Nahrungsmittel, unter denen Kuhmilch den ersten Platz einnimmt.

Es ist deshalb überaus wichtig, daß Kuhmilch, welche zur Nahrung von kleinen Kindern gebraucht wird, so rein und frisch ist, wie man sie nur brauchen kann. Während des heißen Wetters ist Eis absolut notwendig zur Erhaltung von Milch, und alle Milch, welche zur Nahrung verwendet wird, sollte durch Eis abgekühlt werden, so bald sie von der Kuh kommt, und in der Nähe von Eis gehalten werden, bis sie gebraucht wird. Ein wenig Geld, das für Eis verausgabt wird, mag Krankheiten verhüten, und darum viel größere Kosten für Medizin, Pflege und ärztliche Behandlung. Da Wasser oft ein Krankheitsträger ist, so verfährt man am sichersten, nur gekochtes Wasser zum Trinken oder zur Zubereitung von Nahrung für den Säugling zu gebrauchen.

Die folgenden Regeln werden dazu helfen, die Säuglinge während des heißen Wetters zu erhalten:

Stillen an der Brust. Jede Mutter sollte sich bestreben, ihr Kind zu säugen. Muttermilch ist die natürliche Nahrung für das neugeborne Kind. Keine andere Nahrung läßt sich damit vergleichen. Ein Kind, das an der Mutterbrust aufgezogen wird, hat eine bessere Aussicht, zu leben, als ein Kind, welches an der Flasche aufgezogen ist.

Man gebe dem Kinde unmittelbar nach der Geburt keine künstliche Nahrung während man auf das Kommen der Muttermilch wartet. Lege das Kind alle vier Stunden an die Brust und gib ihm weiter nichts, als abgekochtes Wasser. Das Kind braucht nichts anderes und wird keinen Hunger leiden. Wenn die Milch in der Brust kommt, säuge das Kind alle zwei Stunden während des Tages und zwei bis drei Mal während der Nacht.

Stille das Kind nicht jedesmal, wenn es schreit, mäßiges Schreien fördert die Entwicklung der Lungen. Kinder, die unregelmäßig gestillt werden, oder jedesmal wenn sie schreien, werden höchst wahrscheinlich Unverdaulichkeit bekommen, und schreien dann nur noch heftiger infolge von Schmerzen. Stille das Kind regelmäßig und es wird sich bald daran gewöhnen, die Nahrung nur in den rechten Zwischenräumen zu erwarten. Gib dem Kinde mehrere Male des Tages ein wenig abgekochtes Wasser.

Entwöhne das Kind nicht, so lange es zunimmt, und tue es nicht, außer auf ärztlichen Rat. Befolge in dieser Beziehung nicht den Rat von Freunden und Nachbarn. Bleibt das Kind gesund, so hört es aber nach einer gewissen Zeit auf, an Gewicht zuzunehmen, so glaube nicht, daß die Milch wertlos ist, sondern ziehe einen Arzt zu Rate, und befrage ihn, ob es weislich ist, eine oder zwei Flaschen zur Aushülfe hinzuzufügen.

Aufziehen an der Flasche. Wird es notwendig, das Kind ganz und gar oder teilweise an der Flasche aufzuziehen, so denke daran, daß die größte Reinlichkeit in allen Einzelheiten der Ernährung notwendig ist. Sobald die Flasche leer ist, sollte sie gründlich in kaltem Wasser gewaschen und dann mit heißem Wasser und Borax — 1 Theelöffel voll für eine Pinte Wasser — gereinigt werden, ehe sie wieder gebraucht wird. Wenn man nur ein paar Flaschen hat und dieselbe Flasche das nächste Mal gebrauchen muß, so koche man dieselbe etliche Minuten aus, ehe man neue Nahrung in dieselbe hineintut. Man lasse das Kind nie die Ueberreste aus der Flasche trinken, welche es das erste Mal nicht gleich geleert hat. Nimm die Flasche vom Kinderbett hinweg, gieße die Milch aus, und nimm sogleich die Reinigung vor. Abgestandene Milch gerinnt, setzt sich im Innern der Flasche fest, wird nach etlichen Stunden giftig und verunreinigt frische Milch, welche in Berührung mit derselben kommt. Es ist besser, so viele Flaschen zu haben, als die Anzahl der Mahlzeiten des Kindes beträgt, so daß alle Flaschen zusammen ausgekocht werden können, ehe man die Nahrung des Morgens zubereitet.

Saughütchen (Nipples). Je einfacher das Saughütchen, um so sicherer für das Kind. Brauche keine komplizierten Saughütchen und kaufe unter keinen Umständen eine Flasche mit einem langen Gummischlauch, welcher an dem Saughütchen befestigt ist. Derselbe kann nicht rein gehalten werden, und wird sicherlich Störung in den Gedärmen hervorrufen. Sobald das Kind mit der Flasche fertig ist, sollte das Saughütchen abgenommen, das Innere mit dem Finger nach außen gewandt und mit kaltem Wasser abgebürstet werden; für diesen Zweck sollte man eine besondere Bürste halten. Nach dem Gebrauch koche man die Bürste aus.

Das gereinigte Saugfläschchen sollte in frisches Boraxwasser — 1 Theelöffel voll auf eine Pinte Wasser — in ein zugedecktes Glas gelegt werden. Vor dem Gebrauch spüle man das Saughütchen in kochendem Wasser aus.

Nimm das Saughütchen nicht in deinen eigenen Mund, um auszufinden, ob die Milch warm genug ist. Laß etliche Tropfen von der Milch auf dein Handgelenk fallen; wenn es zu heiß für dein Handgelenk fühlt, so ist es auch zu heiß für den Mund des Kindes.

Für die Zubereitung einer Milchmischung für das Kind lassen sich keine allgemeinen Instruktionen geben. Jedes Kind braucht eine Combination, welche seiner Verdauung angepaßt ist. Die Mischung, welche für ein anderes Kind zuträglich ist, mag für dein Kind zu stark oder zu schwach sein. Frage den Doktor, wie die Nahrung zu mischen ist. Wenn es notwendig ist, bei der Mischung Rahm zu verwenden, so kaufe keinen Rahm — derselbe ist möglicherweise abgestanden — sondern verschaffe dir denselben, indem du nach Reinigung des Flaschenrandes eine halbe Pinte von der Oberfläche einer Quartflasche Milch abgießest.

Wechsele nicht beständig mit der Nahrung für das Kind, wozu Mütter auf den Rat „guter" Freunde leicht geneigt sind. Befolge die Anweisungen deines Doktors.

Während des Sommers sollte die Nahrung für das Kind, nach ihrer Zubereitung, auf den Siedepunkt gebracht werden. Sodann sollte sie in reine Flaschen gegossen, mit reiner Watte verschlossen und bis zum Gebrauch in der Nähe des Eises gehalten werden. **Mache die Flasche nicht heiß, ehe du dich zur Ruhe legst, und behalte sie nicht im Bett, bis die Zeit zum Stillen des Kindes kommt,** weil du nicht zum Eisschrank gehen willst, wenn das Kind dieselbe braucht. Dies ist ein sicherer Weg, das Kind krank zu machen.

Stuhlgang. Ein Kind, welches an der Flasche aufgezogen ist, sollte wenigstens einmal und nicht mehr als zwei bis dreimal täglich Stuhlgang haben. Wenn die Milch beim Anfang rein ist und kühl gehalten wird und alle Fütterungsutensilien gereinigt sind, wie soeben angegeben, sollte der Stuhlgang des Kindes eine gelbliche Farbe haben und nicht zu hart sein, sodaß derselbe leicht abgeführt werden kann. Wenn der Stuhlgang eine grünliche Farbe annimmt, aber nicht häufiger als zwei- bis dreimal des Tages eintritt, so gib einen bis zwei Löffel Ricinusöl. Wenn sich die Farbe nicht bessert, nachdem das Oel gewirkt hat, so ziehe den Doktor zu Rate. Zu dieser Zeit wird er imstande sein, die ersten Darmbeschwerden zu verhüten, von denen das Kind bedroht ist. Wenn der Stuhlgang eine grüne Farbe behält und bis auf fünf oder sechs oder mehr Mal in 24 Stunden steigt, fängt das Kind an, Darmstörungen oder Sommer-Diarrhöe zu bekommen. **Höre sogleich mit Milch auf, gibt anstatt dessen reines gekochtes Wasser** und ziehe den Doktor zu Rate. Es mag nicht zu spät sein.

Fange nicht wieder an, dem Kinde Milch zu geben, bis der Doktor es verordnet. Das Kind wird keinen Hunger leiden, wenn man aufhört, demselben Milch zu geben; jeder Tropfen Milch, welcher nach dieser Warnung in den Mund geht, vermehrt das Gift, welches bereits da ist. Ist der Stuhlgang los und grün in Farbe, so wird man durch die Verabreichung von mehr Milch-Nahrung eine ernste oder verhängnisvolle Krankheit hervorrufen.

Erbrechen. Ein Kind, welches an der Flasche aufgezogen wird, sollte sich nicht brechen, wenn die Nahrung rein und seinen Bedürfnissen in der rechten Weise angepaßt ist. Wenn Erbrechen eintritt, so ist dies gewöhnlich ein Zeichen einer herannahenden gefährlichen Krankheit, oder von Sommer-Diarrhöe, wie es bei heißem Wetter mehr allgemein der Fall ist. Erbrechen, welches dieser Ursache zu Grunde liegt, mag

das erste Zeichen von Störung sein, und Stuhlgang mag nicht bis etliche Tage später eintreten. **Wenn sich das Brechen wiederholt, stelle die Fütterung mit Milch ein,** gib abgekochtes Wasser, kühl oder in der Temperatur wie die Milch gegeben ist, und ziehe sogleich einen Arzt zu Rate.

Kleidung. Ziehe dem Kinde im Sommer nicht zu viele Kleider an. Entferne während des heißesten Wetters die meisten Kleider. Ein dünnes, loses Hemd und eine Windel genügen während des Tages und in sehr heißen, schwülen Nächten.

Gebrauche nie Kleider mit engen Leibchen. Unterröcke und Hemden sollten durch Träger über die Schulter gehalten werden.

Baden. Bade das Kind jeden Tag. Bei heißem Wetter verschafft ein schnelles Abwaschen mit dem Schwamm später am Tage Linderung und fördert den Schlaf. Wasche das Kind jedesmal, wenn die Windeln gewechselt werden, und trockne die Teile vor den Gebrauch von Pulver gründlich ab. Wasche alle beschmutzten Windeln und koche sie aus. Gebrauche nie eine getrocknete nasse Windel, ohne sie erst zu waschen.

Fliegen. Sei vorsichtig, daß keine Fliegen in die Flasche und Nahrung des Kindes gelangen. Auch lasse man dieselben nicht auf den Lippen des Kindes sitzen, wenn es schläft. Fliegen sind die Ueberträger zahlloser Krankheiten.

Frische Luft. Frische Luft ist ebenso wichtig für die Gesundheit des Kindes, wie frische Nahrung. Halte das Kind während des Sommers **so viel als möglich in der frischen Luft.** Halte das Kind aus der Küche — es möchte vielleicht einen Sonnenstich infolge zu viel Hitze im Hause bekommen.

Hautausschlag. Wenn das Kind einen Ausschlag oder Ausbruch der Haut bekommt so ziehe einen Arzt zu Rate. **Glaube nicht, daß jeder Hautausschlag Hitzblasen (prickly heat)** sind, es mag eine gefährliche Krankheit sein, wie Scharlachfieber, Masern, Blattern oder Hühnerpocken.

Wenn es sich lohnt, ein Kind zu haben, so lohnt es sich auch, dasselbe zu erhalten. Die Hälfte der Kinder, die jeden Sommer in Pennsylvanien sterben, könnten durch Befolgung der Ratschläge, welche in diesem Zirkular erteilt werden, gerettet werden.

Samuel G. Dixon,
Gesundheits-Commissär.

Erlassen am 15. Mai 1909.
Uebersetzt am 1. Juni 1912.

Fortsetzung von S. 8.

Schwester hat sie in Deutschland, Westpreußen, einen Bruder hat sie in Oklahoma, und zwei Brüder hier in ihrer Nähe.

Dann starb hier eine Frau, Abram Dyck am 14. Juli. Sie ist eine geborene Hiebert und einen Bruder Peter Hiebert hat sie in Nord-Dakota. Sie hat ihr Alter auf 61 Jahre, 4 Monate und 15 Tage gebracht. Ich kann aber nicht über ihre Familie berichten, weil mir dieselbe unbekannt ist.

Jetzt möchte ich noch zu meiner Schwägerin Fräulein Maria Thießen, Podolsk, Post Pleschanow, gehen und ihr einige Fragen beantworten. Also, liebe Schwägerin, es ist sehr gut und ich danke dir von Herzen, daß du uns deine Adresse durch dieses werte Blatt hast zukommen lassen. Ich will jetzt auch wieder an euch schreiben. Ich hätte es schon längst getan, wenn ich eure Adresse gewußt hätte.

An Peter Thießen habe ich ein paar Briefe nach Sparrau geschickt; aber ich bekomme keine Antwort. Wahrscheinlich ist der nicht mehr dort; aber du kannst uns vielleicht auch seine Adresse schicken. Aber jetzt zu deinen Fragen. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn Schwager P. Abrams dir schon alle Fragen beantwortet hätte. Er wohnt in Britisch Columbia, und liest, wenn ich recht bin, auch dieses Blatt. (Er ist Leser. Ed.) Seine Adresse ist Renata, B. C., Canada. Weil ich aber nicht sicher bin, ob Schwager Abrams deine Fragen beantwortet hat, so will ich es tun. Also erstens sei dir und deinen Kindern kund getan, daß Onkel und Tante Heinrich Abrams vor einigen Jahren gestorben sind. Tante Abrams starb plötzlich an einem Schlaganfall und der Onkel ist im November 1909 bis März 1910 im Bett krank gelegen bis er sterben konnte. Onkel hat viel leiden müssen, und er war bereits bis zur Unkenntlichkeit abgemagert. Unsere Mutter, P. Abrams starb letzten Herbst, im November. Mutter war zwei Jahre leidend an Greisenbrand, den sie am Fuß hatte. Bevor sie starb, fielen Stücke von ihren Zehen ab und der eine Fuß war halb schwarz und wie verbrannt. Vater war über 88 Jahre alt und starb plötzlich. Er konnte sich immer selbst versorgen; aber er war schon über zwei Jahre blind.

Du hast wahrscheinlich nicht die Rundschau gelesen, denn ich hatte in derselben berichtet, als Mutter und auch als Vater starb. Bitte, berichte uns, ob du eine beständige Leserin der Rundschau bist oder nicht, wir möchten gern einmal einen recht langen und umständlichen Brief von dir bekommen. Auch von deinen Brüdern möchten wir Briefe haben. Ich bin immer bereit zu antworten.

Ich hatte kürzlich berichtet, daß sich die Margaretha Rosenfeld zu Tode gebrannt hatte durch das Feueranmachen mit Petroleum, und ihr werdet den Artikel vielleicht gelesen haben. Jetzt muß ich euch berichten, daß Johann Rosenfeld, der Vater des Mädchens in eine recht unangenehme Lage gekommen ist. Er soll sich um sein krankes Kind wohl gar nicht bekümmert haben, und sie soll sechs Tage so gelegen haben, ohne daß ihr Hilfe oder Linderung gebracht wurde. Dann habe Rosenfeld einen Arzt gerufen und dieser habe den Fall der berittenen Polizei gemeldet. Diese hat Rosenfeld angeklagt, und nun wurde er gestern von den Rotjacken arretiert und nach Prince Albert ins Gefängnis geschickt. Dort wird er wahrscheinlich bis nächsten Herbst in Untersuchungshaft sitzen, bis er verurteilt wird.

Mein Bericht hat sich wieder etwas ausgedehnt, und fürchte ich, Tiegerfutter geliefert zu haben, will aber gleich schließen. (Die Furcht ist ganz unbegründet. Bitte, wieder zu kommen! Ed.) Den Editor und alle Freunde herzlich grüßend, verbleibe ich euer Mitpilger

B. J. Friesen.

Rußland.

Hierschau, den 13. Juli 1912. Lieber Editor, viel Gnade zuvor!

Da der liebe Ehrw. Aelteste B. Peters, früher Gnadenheim, jetzt Liebenau, vielen in Rußland und Amerika bekannt ist, so dachte ich, es der werten Rundschau anzuvertrauen, daß der Herr ihn durch den Tod von hier genommen hat, und seine Leiche morgen, den 14. des Monats dem Schoße der Erde übergeben werden soll.

Er ist wohl im 96. Lebensjahr gestorben. Trotz des hohen Alters läuft das Leben dennoch ab; es ist dem Menschen gesetzt zu sterben.

Den 4. des Monats wurde in Gnadenfeld Frau P. Dirks begraben. Sie war 40 Jahre alt, hinterließ den Gatten samt vier Kindern. Er, Dirks, hat in Amerika einen Onkel, Wilhelm Dirks, stammend aus Waldheim.

Den 5. wurde in Elisabeththal ein Mann namens N. Dück begraben. Er ist wohl an der schrecklichen Krankheit „Rotz" gestorben. Er war gerade Dorfsvorsteher. Wir sehen, der Tod sieht kein Amt noch Person an, darum gilt es allen, bereit zu sein.

Die Aussichten der Ernte sind hier ganz gut. Aber es regnet viel, sodaß der Landmann wenig anfangen kann. Auf manchen Stellen hat es schon sehr geregnet. Ich glaube, der Herr redet ernst zu uns Menschen, auch durchs Wasser und zeigt uns: „Der Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben von oben."

Wie schon erwähnt, hat es gestern auf

Stellen sehr geregnet. Der Herr redet wirklich ernst zu uns Menschen. Ich hörte eben eine ernste, traurige Botschaft. Es sind in Paulsheim infolge des vielen Regens im Wasser die Töchter des Dorfsvorstehers Schmidt ertrunken. Sie waren durch einen Steppenfluß (Legt) durchs Wasser gefahren. Der Wagen stürzt um, den Knecht ziehen die Pferde an der Leine heraus, und die Mädchen, eine von 21 Jahren, die andere 19 Jahre alt, müssen ertrinken. Sonntag, den 15. des Monats soll Begräbnis sein. Es ist ernst und herzergreifend. Der Herr tröste die Betroffenen, das ist unser Gebet und Flehen. Ja, unser innigstes Beileid den Trauernden.

Wer weiß, was der Herr vor hat. Möchten wir seine Stimme verstehen, denn es geschieht nichts von ungefähr!

Ich erhielt soeben auch die Begräbniseinladung des Aeltesten B. Peters. Er ist 95 Jahre, 7 Monate und 27 Tage alt geworden. Er hat, wie ich aus sicherer Quelle erfahren habe, 3 230 Seelen getauft, 370 Paare getraut und 532 Mal Leichenrede gehalten. Nun rufen wir ihm nach: Sanft ruhe seine Asche!

Peter Warkentin.

Ljeßowka, den 12. Juli 1912. Lieber Editor und Vetter! Bitte, nimm diese Nachricht von mir in deinem Blatte auf und laß sie rundtragen in alle Teile Amerikas und Rußlands, nämlich die Trauerbotschaft. Besonders sei dem lieben Onkel Peter Mantler kund getan, daß mein lieber Vater Johann Mantler den 2. Juli auf den Ruf unseres Heilandes durch den Tod von uns gegangen ist. Es war sein inniges Verlangen hier, aufgelöst zu sein von der langen, drei Jahre währenden und in den letzten sechs Wochen sehr schweren Krankheit, denn er war sich der Gnade Gottes bewußt, und hatte im Blute des Lammes Vergebung gefunden.

Er schloß seine Augen für dieses Leben den 2. Juli 3 Uhr nachmittag und den 6. Juli geleiteten wir ihn zu seinem Grabe, in ziemlich tiefem Kot, denn während der Andacht regnete es sehr.

Er hat sein Leben auf 70 Jahre, 5 Monate und 4 Tage gebracht. Solches diene zur Nachricht allen lieben Freunden und Bekannten, die unsern lieben Vater gekannt haben.

Noch etwas vom Wetter. Hier ist in diesem Frühjahre, wie es scheint, nur Regen. Wenn es beinahe trocken ist, dann regnet es auch schon wieder, und so geht es jetzt schon über zwei Monate. Wenn's nicht bald aufhört, dann wird die schöne Frucht auf dem Felde noch Schaden leiden, leidet eigentlich jetzt schon. Doch der liebe himmlische Vater weiß, was wir bedürfen; auch hat er noch nie etwas versehen in seinem Regiment, und wird's auch diesmal nicht, des trösten wir uns.

Mit diesem will ich mein Schreiben schließen und wünsche dem lieben Editor samt Familie und allen Freunden ein stetes Wohlergehen und rufe zum Schluß euch zu: Auf Wiedersehn! Wenn nicht hier, dann dort, wo kein Scheiden mehr sein wird.

Die Mutter und Geschwister lassen alle Freunde grüßen.

Peter Mantler.

(Gruß und Beileid von deinen Vetter C. B. Wiens und Familie! Ed.)

Kultur der Erdnuß (Peanut).

Irgend jemand, der es wünscht, kann seine eigenen Erdnüsse ziehen. Man wähle ein trockenes Stück Land, dünge gut mit verrottetem Stallmist, und pulverisiere gründlich. Man ebne die Oberfläche und pflanze um die Zeit, wennBohnen gepflanzt werden. Als Saatgut sind selbstverständlich geröstete Nüsse nicht zu gebrauchen. Man verwende dazu enthülste Nüsse. Pflanze in sogenannte Hills in 2 einhalb bis 3 Fuß Entfernung mit zwei Kernen in jedem Hill. Die Pflanzen können auch ausgesetzt werden.

Nachdem sie aufgegangen sind, halte man das Land rein durch Bearbeiten mit der Haue. Wenn sie Ausläufer und Blüten bekommen, werden die Ranken und Blüten etwa einen Zoll tief mit Erde bedeckt, jedoch daß die Enden der Ranken frei bleiben. Wenn häufig bearbeitet, werden sie stark wachsen und die Behäufelung muß fortgesetzt werden. Sie wachsen fort bis der Frost kommt, und dann sollten sie aus dem Boden genommen werden. Man lasse sie an den Ranken gut trocknen. Bei guter Kultur wird oft ein Quart von einer einzigen Pflanze geerntet. Farmerknaben können ihre Erdnüsse selbst ziehen wenn sie wollen.

Eine Mennonitische Ansiedlung in Colorado.

Einige Dinge, die Sie wissen möchten.

Der Boden im San Luis Tal ist für den größten Teil ein chokoladenfarbener Lehm, und von 5 bis 8 Fuß tief. Er ist stark Nitrogen- und Mineralsalzhaltig, welches die merkwürdige Höhe, welche Weizen und Hafer erreicht, und den großen Könerertrag erklärt. Die erfolgreichsten Farmer sind im Stande Jahr für Jahr 100 Buschel Hafer vom Acker zu ziehen, und 50 bis 60 Buschel Weizen per Acker, 200 bis 300 Buschel Kartoffeln vom Acker, 5 bis 6 Tonnen Alfalfaheu per Acker, und 20 bis 25 Tonnen Zuckerrüben.

Das Tal ist gut versorgt mit Eisenbahnen. Unser Land ist von einer bis 6 Meilen von der Bahn.

Kraut, Blumenkohl, Celery, Zwiebeln, Rotrüben, Pastinaken und andere Gemüse liefern gute Erträge und sind gut zu ziehen. Jede Farmerfrau im Tale hat ihren Gemüsegarten, und ist stolz auf die Masse Gemüse, die sie ziehen kann. Wer Blumen liebt, kann die herrlichsten Blumen in mannigfacher Auswahl ziehen. Sweet Peas wachsen besonders leicht und bringen herrliche Erträge.

Das San Luis Tal offeriert dem energischen Farmer von Central Kansas bessere Gelegenheiten als irgend ein anderer Teil des Landes.

Bewässerungsland mit vollstänigem Wasserrecht kann man von $50.00 bis $65.00 per Acker kaufen. Sie können dieselben Ernten im San Luis Tal ziehen, wie in Central Kansas, aber Sie werden niemals Dürre und Mißernte im San Luis Tal haben.

Hier sind fünf gute Gründe, warum deutsche Mennoniten unser Anerbieten untersuchen sollten.

1. Wir haben 10,000 Acker reserviert für eine deutsch mennonitische Ansiedlung.
2. Wir haben eine Stadt ausschließlich für deutsche Mennoniten.
3. Wir eignen das Land, welches wir offerieren, und verkaufen direkt an deutsche Mennoniten, keine Agenten. Keine Kommission zu zahlen.
4. Wir verkaufen nicht auf Kontrakt, wir geben einen Warranty Deed und Abstrakt; sichere Papiere, wenn die erste Zahlung gemacht ist.

Ihr Nachbar wird ein Deutscher sein.

Einige Dinge, die Sie wissen sollten.

Der Hauptfaktor einer Bewässerungsgegend ist der Wasserbestand. Wir sagen, und können es beweisen, daß der Wasserbestand für die Bewässerung unseres Landkomplexes im San Luis Tal vollständig genügend ist für alle Anforderungen in jedem Jahr. Das Wasser zur Bewässerung wird erlangt durch direkten Zufluß von dem Rio Grand Fluß, und durch einen Reservoir in den Bergen. Das erste Gesuch für das Wasserrecht aus dem Flusse wurde im Jahre 1889 eingereicht, und ist seitdem vermehrt worden, bis wir jetzt 1100 second Fuß für unsern Distrikt erhalten.

Vor drei Jahren wurde die Arbeit, einen großen Behälter in den Bergen zu bauen, in Angriff genommen, und wird im Frühjahr oder Sommer 1912 fertig werden, und wird eine Menge Wasser liefern die 46,000 Acker Fuß leichkommt.

Mit diesem zweifachen Bewässerungssystem ist die Möglichkeit ausgeschlossen, daß der Vorrat des Wassers nicht genügend sein sollte, auch wenn unsere ganzen 10,000 Acker schon während der nächsten zwei Jahre ganz gefarmt werden sollten.

Sie werden mehr Buschel Weizen, Hafer, Gerste und Kartoffeln zum Acker dort ziehen, wie Sie jemals hier gezogen haben. Vierzig bis fünfzig Buschel Weizen zum Acker, und 80 bis 100 Buschel Hafer vom Acker sind nichts ungewöhnliches im San Luis Tal.

Das Klima im San Luis Tal ist ideal. Sie werden sich dort guter Gesundheit erfreuen. Es sind dort gute Märkte und gute Preise für San Lius Valley Produkte.

Wir werden alle drei oder vier Wochen eine Exkursion für Landsucher veranstalten, während des Winters. Wir wollen, daß Sie das San Luis Tal besuchen und sehen, was wir zu offerieren haben.

Sie müssen mithelfen, diese Kolonie zu einem Erfolg zu machen. Gehen Sie mit unserer Exkursion, kaufen Sie 80 Acres Land, und machen Sie den ersten Schritt, eine Bewässerungsfarm zu eignen. Das San Luis Tal wird Ihr bester Freund werden. Die Gebirgsluft macht die Arbeit zur Lust. Die kühlen Sommernächte sichern erfrischende Ruhe. Der milde Winter erlaubt, die Arbeit bequem zu tun. Das perlende Mineralwasser aus unserem artesischen Brunnen wird Sie erfrischen und stärken. Das angenehmste Klima der Welt erwartet Ihr Kommen.

Albert E. King, First National Bank Building **Denver, Colorado.**

Fortsetzung von S. 9.

der Bildfläche. Lebte er noch, oder moderten seine Gebeine in einem unbekannten Grabe? Da wendet sich das Blatt der Gegner. Der Kaiser war inzwischen geschlagen worden und seine Feinde, die ihm erstanden waren, trieben ihn über die Grenzen Deutschlands hinaus. Er flüchtete sich nach Insbruck, wo er mit etlichen seiner Getreuen und denjenigen der Gefangenen, die er nicht freizugeben willig war, in Abgeschlossenheit lebte. An einem stürmischen Abend, als der Krüppel seinen Gönner durch das Vorlesen eines Buches zu unterhalten suchte, trat ein Diener mit einem Brief ein. „Ein Schreiben für Herrn Weber," sagte er.

„Für mich?" Orlandos Hände zitterten, als er den Brief entgegennahm. Von wem konnte er sein? Hatte seine Mutter endlich seiner gedacht? Doch der Kaiser gab ihm keine Erlaubnis, den Brief zu öffnen, und er wagte es nicht, ihn darum zu fragen. So las er blind darauf los, und so fehlerhaft wurde sein Vortrag, daß Seine Majestät ihn unterbrach.

„Du gehst am besten zu Bett, mein Sohn," sagte er. „Die lange Fahrt heute scheint zu viel für Dich gewesen zu sein."

Er bot dem Kaiser freudig gute Nacht und eilte auf seine eigene, kleine Stube im Schlosse. Eilig öffnete er den Umschlag und entnahm demselben einen langen enggeschriebenen Brief. Es ist nicht notwendig, die Worte der Reue und Liebe hier zu wiederholen, die Carlotta Weber an ihren Sohn richtete. Orlandos Herz zitterte vor Freude über den Gedanken: „Meine Mutter liebt mich trotz allem!" Sie erzählte ihm, wie schmerzhaft die Trennung von ihm ihr geworden sei, und wie er ein Teil ihres eigenen Herzens sei, obgleich sie dies nicht gewußt habe, da sie in Nürnberg zusammen gewohnt hätten. „Und nun," fuhr sie fort, „hat Alberto mich besucht und er rühmt Dich ob Deines Mutes. Er sagt mir, daß der Kaiser Dich liebt und ehrt — während ich, Deine Mutter, die ich Dir Deine Schwäche zugut halten und Dich hätgen, Dich des Hauses verwiesen und Dich kaltgen, Dich des Houses verwiesen und Dich kaltblütig verstoßen und verlassen habe. Vergieb mir, mein Sohn, und bitte den Kaiser, daß er Dir die Erlaubnis gebe, nach Venedig zu kommen, wo Deine Mutter Dich willkommen heißen wird — sie wird nicht daran denken, daß Du ein Protestant, wohl aber daß Du ihr einziger Sohn bist."

Heiße Tränen flossen über Orlandos Wangen und er fiel auf die Knie, um seinem Gott zu danken, für seine große Barmherzigkeit.

Ende gut, alles gut.

Kapitel 26.

Kein Schlachtruf klang durch die dicken Mauern des Klosters zu Bergendorf. Der Frühling zog nur langsam ein. Die süßen Düfte der Kirschen und Apfelblüten drangen durchs offene Fenster zu dem Jüngling hinein, der seit drei Monaten im Krankenzimmer lag. Trotz Ulrichs starker Konstitution hatten die Entbehrungen und Folterqualen seine Natur doch beträchtlich geschwächt und es folgte eine längere und schwere Krankheit. Es war anfangs Mai, und zum ersten Male sollte sich der Genesende im Garten, auf den die Mönche so stolz waren, erholen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie stillt man Nasenbluten?

Von Dr. Hans Fröhlich.

Das beste und einfachste Mittel, welches jederzeit in Hülle und Fülle vorhanden ist, bildet die frische, möglichst kalte Luft, welche man recht tief und schnell durch die Nase einatmen, kurze Zeit in der Lunge zurückhalten und dann rasch durch den Mund ausstoßen muß. Dies wird 20 bis 30 mal wiederholt. Solche Atemhaltung stellt in dem ungeheuer erweiterten Lungeninnern eine Art von Saugpumpe her, welche das Blut dorthin zieht und dadurch die Adern der Nase und des Kopfes ziemlich blutleer macht. Auch hält der mächtig durch die Nase eingezogene Luftstrom das Blut eine zeitlang in derselben zurück und bringt es durch die Kältewirkung leichter auf der Wunde zum Gerinnen. Die Arme hält man stets hoch über den Kopf. Ist man im Zimmer, so stellt oder setzt man sich, auch im Winter, ans offene Fenster. Der Kopf darf dabei nie gebeugt sein, weil eine abschüssige Haltung dem Blutausfluß aus der Nase Vorschub leistet. Wirksam unterstützen kann man diese Kur, indem man die Füße durch Reiben und heißes Fußbad erwärmt, wodurch das Blut von oben abgelenkt wird. Dieses ist das beste und einfachste Mittel gegen Nasenbluten, welches man zuerst anwenden sollte.

Leicht auszuführen ist auch das Einziehen von Wasser aus der hohlen Hand. Dabei darf man aus dem oben angegebenen Grunde, Kopf und Oberkörper nicht tief über das Wasserbecken beugen. Zugleich macht man kalte Wasserumschläge auf Nase und Stirn, dagegen heiße in die Nackengegend. Will die Blutung nicht stehen, so spritzt man den frisch ausgepreßten Saft einer Zitrone mit einer kleinen Spritze in die blutende, vorher von Gerinnseln befreite Nasenhälfte.

Das vielfach angewandte Verstopfen der Nase mit Watte nützt nur dann, wenn die blutende Stelle ganz vorn liegt. Befindet sie sich weiter hinten, so fließt alsbald das Blut in den Rachen; u. eine hintere Verstopfung mit Watte ist nicht nur höchst lästig, sondern sogar gefährlich.

—Der Landmann.

Für Nachzügler.

Dem Prediger Rowland Hill tat es sehr leid, daß mehrere in seiner Gemeinde die Gewohnheit hatten, regelmäßig zu spät zu kommen. Daher richtete er einst im Kirchengebet die Bitte an Gott: „O Herr, segne alle, die schon hier sind,erbarme dich derer, die noch unterwegs sind, und mache auch die selig, die noch im Sinn haben zu kommen!"

Große Männer sind gewöhnlich Männer, deren Schuhe glänzen wie gewichst.

Lot in Sodom

Wenn man so um sich schaut ein wenig in der Welt,
Sieht man, wie sehr da wird gestrebt nach Prunk und Geld;
Auch Kinder Gottes halten darin ziemlich Schritt,
Und machen manches Eitle mit der Welt so mit.

Wenn man bedächte doch, wie einst es Lot erging,
Als er von Abraham die Scheidewahl empfing:
Er hebt die Augen auf und sieht ein schönes Feld
Am Jordan liegend, was ihm denn auch sehr gefällt.

Vielleicht hat er gedacht: „Hier kann ich werden reich;
Ist doch die Gegend gut, fast keine ist ihr gleich."
Vielleicht auch noch: „Dann werd' ich schon ganz glücklich sein,
Wenn ich in Sodom richte meine Wohnung ein."

Doch war die Wahl, die er getroffen, nicht ganz echt;
Weil er doch war ein Mann, in Gottes Aug' gerecht,
Hätt' er nach Sodom nicht gezogen sollen sein,
Doch frug er nicht darnach, wenn's nur was brächte ein.

Obzwar in irdischer Beziehung ihm nichts fehlt,
Ward seine arme Seele dennoch sehr gequält
Dadurch, wenn er ansah', wie böse sie wandeln,
Die Leute ringsum ihn, und wie sie da handeln.

Doch zeigte er noch keine Lust, dort weg zu ziehn,
Um solchem üblen Zustand dadurch zu entfliehn.
Gefiel ihm doch die Gegend gut, und auch sein Haus,
So ging es doch schon anders nicht, als halten aus.

Doch sollte er bald sehen, wie sein irdisch Glück
Zerstört sollte werden in einem Augenblick;
Denn der Herr hatte beschlossen in seinem Rat,
Zu strafen und zu verderben die böse Stadt.

Doch der gerechte, liebevolle Gott
Hatte Mitleid mit dem so sehr „verwagten" Lot.
Er sollte errettet werden an Leib und Seel';
Die Rettung des Vermögens sollte schlagen fehl.

Eines Abends, als Lot sich gesetzt hat ins Tor,
Erscheinen zwei Engel und stellen sich ihm vor,
Verkündigten ihm, daß Gott sie habe gesandt,
Die Stadt zu verderben, wenn es sich also befand,

Als das Geschrei lautet von ihrer Missetat.
Und weil es sich gerade so bestätigt hat,
Hießen sie den Lot eilen und nicht verziehn;
Doch durften die Töchter und sein Weib auch entfliehn.

Als Lot verzog, faßten die Engel sie bei der Hand
Und führten sie eilend aus der Stadt und dem Land.
Doch sollten sie nicht stille steh'n, noch zurücke seh'n,
Wenn anders nichts Uebles ihnen sollte gescheh'n.

Sie sind nur eben draußen, da geht auf der Rauch;
Zerstört wird alles, Lot sein Vermögen auch.
Doch was noch viel schlimmer war — sein Weib schaut zurück!
Bleibt steh'n und muß sterben, im selben Augenblick.

Lot kommt nur soeben mit nackter Seel' davon:
Das war für die Gleichstellung mit der Welt sein Lohn.—
Wir sollten aus jener Geschichte soviel zieh'n,
Daß wir das Eitle und Vergängliche mehr flieh'n.

Peter Enns, Neukirch.

Gewogen auf der Himmelswage

Gewogen auf der Himmelswage
Nach Gottes Wort einst im Gericht,
Wer wird bestehn an jenem Tage,
Da Gott der Herr das Urteil spricht?
Du bist zu leicht für Gold erfunden,
Dein Name steht im Buche nicht;
Du bist als Spreu vor mir befunden:
Geh' hin, von mir zum Tod' gericht't.

Nach Gottes Wort dereinst gewogen,
Das fest besteht in Ewigkeit,
Werd' ich mich seh'n dann selbst betrogen,
Und steh'n vor Gott dann unbereit't?
Wenn er die Toten kommt zu wecken,
Zu geben jedem seinen Lohn,
Mit Feldgeschrei die Welt zu schrecken —
Dann stehen vor des Menschen Sohn!

Gewogen und zu leicht gefunden!
Die Bücher werden aufgetan.
In jenen großen Prüfungsstunden
Vor Gott alsdann steht jedermann.
Die Großen und die Kleinen hören
Den Gnaden- und den Urteilsspruch:
„Kommt her, Gesegnete des Herrn!"
Zur linken Hand: „Euch trifft der Fluch."

„Gewogen und zu leicht gefunden!"
Das Wort geht dann durch Seel' und Geist.
Dann wird es ins Gewissen dringen,
Was hier der Mensch oft von sich weist.
Die Gnadentür wird einst geschlossen,
Wer fromm ist, bleibt dann Gottes Kind;
Die gottlos sind, dann weichen müssen,
Wer böse ist, beharrt in Sünd'. Offb. 22, 11.

Verbirg dich in den Felsenhöhlen
Vor Gott und seiner Majestät!
Wenn Gnade du hier nicht willst wählen,
Ertönt die Stimme dort: „Zu spät!"
O, wer besteht den Tag der Prüfung,
Da jede Sünde kommt ans Licht!
In Ewigkeit gilt die Entscheidung,
Wie Gottes Mund die Worte spricht.

H. E. F.

Erdbeben.

Konstantinopel, 11. August.

Die Erdbebenkatastrophe in der Nähe Konstantinopels, von der wir vorgestern nur einige Einzelheiten bringen konnten, da die telegraphische Verbindung mit Konstantinopel vollständig zerstört worden ist, erweist sich nach jetzt vorliegenden Nachrichten, als eine der schwersten, die die Türkei je zu erleiden hatte.

Schon am 8. August waren leichte Stöße verspürt worden, am 9. aber brach das Unheil furchtbar über die Dörfer und Ortschaften beider Ufer des Marmarameeres herein.

Nach dem bis jetzt gesammelten Material sind über 1000 Menschen umgekommen, 5000 bis 6000 haben schwere oder leichte Verletzungen erlitten. In der Stadt Scharkoy, die einem großen Trümmerhaufen gleicht, sind 60 getötet und 150 verletzt worden. Infolge des Erdbebens sind in fast allen Ortschaften Großfeuer ausgebrochen, die noch unversehrte Gebäude dem Erdboden gleich machen. Die Erde öffnete sich in über eine Meile langen riesigen Spalten und Rissen, die mit Mengen von heißem Wasser, Sand, Schaum und glühender Lava gefüllt waren.

Die Lage der geretteten Bevölkerung ist furchtbar. Fast alle sind obdachlos, Nahrungsmittel fehlen allerorten und die zahlreichen Verletzten schreien nach Hilfe. In Konstantinopel laufen immer neue Hilferufe ein. Die Regierung arbeitet mit höchster Energie, um Abhilfe zu schaffen. Die Hospitäler sind überfüllt.—Ills. Sttsztg.

Empfindliche Strafe.

Ein amüsantes Abenteuer trug sich kürzlich auf dem Bahnhof in Luzern zu. Ein Herr eilt den Perron entlang und sucht nach einem leeren Platz in dem stark besetzten Zuge. Die Zugführer und Bahnbeamten sind in Anspruch genommen und können sich nicht um jeden einzelnen Reisenden kümmern. Endlich findet der Herr einen Platz neben einem dicken Herrn. Doch nein — eine Reisetasche steht darauf. „Dieser Platz ist besetzt," sagte der Dicke. „Hier sitzt mein Freund, er ist einen Augenblick fortgegangen und kommt sofort wieder." An den Gesichtern der Mitreisenden merkt der Sucher, daß die Geschichte sich ganz anders verhält. Ich werde hier stehen bleiben und warten, bis Ihr Freund kommt. Dann werde ich den Platz räumen, und der Schaffner muß mir einen Sitzplatz anweisen., sobald der Zug sich in Bewegung gesetzt hat," sagte der Sucher, und nimmt die Tasche von dem Platze, um sich darauf zu setzen. Der Zug setzt sich in Bewegung. „Ach, mein Freund hat den Zug verpaßt," sagte der Dicke, dem das Lächeln der andern unbehaglich wurde. „Das tut mir leid," nimmt der Erste wieder das Wort, „aber seine Tasche soll er wenigstens nicht einbüßen." Sagt's und nimmt mit schnellem Griff die schwarze Ledertasche und schleudert sie durch das Fenster des abfahrenden Zuges auf den Perron. Entsetzt springt der Dicke auf, er kann aber nichts anderes mehr tun, als der Tasche — seiner Tasche — betrübt nachschauen! Der Sucher hatte die Lacher jedenfalls auf seiner Seite.